ISSN 1865-8032

14

Dezember 2014
Schwerpunkt
Sprache und Schrift

Briefe zur Interdisziplinarität

Eine Publikation der
Andrea von Braun Stiftung



voneinander wissen

Selbstverständnis

Die Zeitschrift „Briefe zur Interdisziplinarität“ lädt ein zum Denken und zum Dialog über Disziplingrenzen hinweg. Ihr Anliegen ist das gleiche wie das der Andrea von Braun Stiftung: die gegenseitige Anregung und der Austausch zwischen allen Gebieten der Geistes-, Natur-, Ingenieur- und Sozialwissenschaften, der Kunst, des Handwerks, traditionellen Wissens und sonstiger Fähigkeiten sowie die Entwicklung und Umsetzung neuer, interdisziplinär geprägter Methoden. Sie ist geleitet von der Überzeugung, dass die wichtigsten und interessantesten Entwicklungen an den Rändern der Wissensgebiete oder zwischen ihnen stattfinden. Diese zu ermoglichen und erfahrbar zu machen, ist das vorrangige Ziel der Stiftung.

Inhaltlich beruht die Zeitschrift auf der Publikation so genannter Lernpapiere. Hierbei handelt es sich um Erfahrungsberichte, deren Erstellung zu den Forderbedingungen der Andrea von Braun Stiftung gehoren. In ihnen werden nach Abschluss eines Forderprojekts dessen interdisziplinäre Aspekte gezielt ausgewertet und dargestellt. Soweit sinnvoll enthält jede Ausgabe der „Briefe zur Interdisziplinarität“ einen breit definierten Schwerpunkt, in dem die Lernpapiere zu thematischen Gruppen zusammengefasst werden. Wir wollen mit den Briefen die spezifischen interdisziplinären Erfahrungen der Stiftungsstipendiaten sowohl einschlägig tätigen oder betroffenen Organisationen als auch interessierten Einzelpersonen zur Verfügung stellen.

Vorwort

Das vorletzte Heft (Nr. 12) unseres newsletters war der Ästhetik gewidmet. Der Schwerpunkt dieses 14. Heftes bewegt sich nicht allzu weit davon entfernt. Es enthält Lernpapiere zum Thema Sprache und Schrift. Auch der kulturelle und künstlerische Bezug sowohl von Sprache und Schrift wie von Ästhetik ist nicht zu übersehen. Es hat in der Geschichte nicht eine einzige Hochkultur gegeben, die nicht auch über eine wie auch immer geartete Schrift verfügt hätte. Man kann wohl mit einer gewissen Berechtigung vermuten, dass es ohne die eine die andere nicht geben wird.

Sprache und Schrift (bzw. Schreiben) ist ein Thema, das auch uns sehr am Herzen liegt. Wir werden bei der Behandlung von Förderanträgen nicht müde, auf den Stellenwert einer einfachen und verständlichen sowie zugleich inhaltsvollen Ausdrucksweise hinzuweisen. Wir zitieren Schopenhauer, der uns rät, „Benutze gewöhnliche Worte, um ungewöhnliches zu sagen". Er selbst hat sich zwar nicht immer daran gehalten, was seinem Ratschlag jedoch keinen Abbruch tut. Um miteinander zu kommunizieren, haben wir nun mal nichts Besseres als Sprache und Schrift, gleichgültig ob letztere als geschriebener Laut, Silbe, Begriff, maschinenlesbarer Code oder Piktogramm erscheint.

Sprache und Schrift haben Bezug zu allem und mit allem. Kann man einen solchen Satz einfach und unbewiesen in den Raum stellen? – Ich unterstelle mal: Ja, man kann. Niemand ist eine Insel und wer keine Insel ist, muss sich mit anderen austauschen. Und das geht nur über ein entsprechendes Austauschmedium. Über Sprache und Schrift kommt auch Interdisziplinarität erst zustande. Viele unserer Anträge beziehen sich explizit darauf, oder haben implizit damit zu tun. Wir hatten deshalb Schwierigkeiten, eine hinreichend kurze Liste von Lernpapieren für dieses Heft zusammenzustellen und werden in naher Zukunft den selben Schwerpunkt für eine erneute Ausgabe überprüfen.

Bereits der erste Beitrag von *Günter Hauska* („Gene, Sprachen und ihre Evolution") berichtet über eine zweijährige Vortragsreihe an der Universität Regensburg und lässt den Stellenwert von Sprache und Schrift deutlich werden. Es waren vor allem zwei große Säulen der Naturwissenschaften an der Vortragsreihe beteiligt: Auf der einen Seite Sprachwissenschaft, Romanistik, Germanistik und Indogermanistik, auf der anderen Biochemie, Zoologie, Genetik, Botanik, Zellbiologie, Pflanzenphysiologie und als dritte kleine Säule Informationswissenschaft. Es ging um die Suche nach Parallelen der genetischen und sprachlichen Entwicklungen der Bevölkerung Europas seit der letzten Eiszeit. Die Sprache war dabei sowohl Gegenstand der Untersuchung als auch ihr wesentliches Werkzeug. Hauska berichtet eindrucksvoll darüber. Ob man eine gemeinsame Sprache

zwischen Biologen und Linguisten gefunden habe? Antwort: Man habe sich „besser verstehen gelernt." Das ist, wenn man es resümieren darf, ja immerhin schon mal etwas.

Auch der Beitrag, von *Hanna Engelmeier* („Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900") beleuchtet zumindest in Teilen Sprache als Voraussetzung kultureller Entwicklung. Der Titel der Dissertation ist schlau gewählt. Man stolpert zunächst, ob das Komma im Titel als eine nachgestellte Erläuterung (Mensch = Affe) oder als Aufzählung (Mensch UND Affe) gemeint sind. Wie es sich herausstellt, ist beides richtig. Frau Engelmeier ist Kultur- und Medienwissenschaftlerin und Philosophin. Sie geht der Frage nach, in welcher Form sich die Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jh. mit den Aussagen Darwins auseinandersetzt. Eine ihrer wesentlichen Erkenntnisse ist, dass diese Diskussion nicht ausschließlich durch wissenschaftliche, sondern auch durch künstlerische Ausdrucksformen geprägt wurde. Sie leistet neben ihrer Erforschung der damaligen Diskussion damit auch einen wesentlichen Beitrag zur interdisziplinären Erkenntnis über den Ablauf von Transfer- und Austauschprozessen zwischen unterschiedlichen Disziplinen.

Mit seinem Beitrag liegt *Kirill Levinson* („Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers") unmittelbar im Zentrum unseres Heftschwerpunkts. Dass dieses Thema – für die deutsche Sprache – von jemandem bearbeitet wird, dessen Muttersprache Russisch ist, ist umso bemerkenswerter. Levinson macht uns klar, dass der Stellenwert des Rechtschreibfehlers nicht besonders alt ist. Im Barock konnte noch jeder schreiben, wie er wollte. Es gab keine feststehenden Regeln oder eine allgemein anerkannte Autorität wie den Duden. Er verdeutlicht ferner, dass das Phänomen des Rechtsschreibfehlers nicht nur in der Schule, sondern auch in Kultur und Gesellschaft eine Rolle spielt. Offensichtlich ist die Toleranz für Rechtschreibfehler in verschiedenen Kulturen auch unterschiedlich, in Russland z.B. höher als in Deutschland. Welchen Stellenwert solche Fehler in der allgemeinen gesellschaftlichen Bewertung hierzulande haben, ist in der Tat erschreckend. Karrieren können daran scheitern. Erfreulicherweise macht Levinson darauf aufmerksam, dass eine solche Tendenz auch unter dem Einfluss neuer Medien offenbar allmählich nachlässt.

Das von *Marina Kirchmeyer* und *Ulrike Philips* („Horizonte erweitern. Ein interdisziplinäres Leseförderprojekt") beschriebene Projekt, ist in mehrfacher Hinsicht für die Andrea von Braun Stiftung ungewöhnlich. Es begann damit, dass das Projekt nicht beantragt wurde, sondern auf Eigeninitiative der Stiftung in Gang kam. In der Presse war über ein Pilotprojekt berichtet worden, das dem Stiftungskuratorium ausgesprochen gefiel. Kurz darauf wurden die Mittel für die Finanzierung von Lesematerialien für unterschiedliche Schulzweige bereitgestellt. Es handelte sich ferner bei Leseförderung um eine Projektart, mit der die Stiftung noch keine Erfahrung gemacht hatte. Der Erfolg der Verarbeitung von Lesestoff durch Schüler, der über Pflichtlektüren hinausging, aber mit dem Unterrichtsstoff abgestimmt war,

hat alle Beteiligten überrascht; auch uns. Der Aufsatz vermittelt einen guten Überblick über die Erfolgsfaktoren und Folgewirkungen des Projekts.

Kaum einem deutschen Ferien- und Kulturreisenden wird der Name Baedecker fremd sein. Wer reisen will, schaut zuvor den Baedecker. Seit bald 200 Jahren schon. Und doch ist die Reihe noch nie literatur- oder sonst wissenschaftlich analysiert worden. *Susanne Müller* („Die Welt des Baedecker. Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945") hat dies dankenswerterweise getan. Was für ein Medium ist ein Baedecker? Ein kulturwissenschaftliches Handbuch? „Literatur"? Ein Sozialführer? Ein Geschichtsbuch? Ein Entdeckungsbuch? Ein Gebrauchsgegenstand? Es bietet sich vieles an, und Frau Müller geht den richtigen Fährten nach und das auf eminent gut lesbare Weise.

Karl Clausberg („Schreiben im Umbruch") hat im Rahmen eines von unserer Stiftung unterstützten Projekts ein Buch über „Badereisen und Himmelfahrten – Die neue Chemie der Gase und Gefühle" geschrieben. Er hat auch ein Lernpapier verfasst, das allerdings nicht über seine interdisziplinären Erfahrungen berichtet, sondern über den Wandel seiner Arbeitsbedingungen als Kunst- und Bildwissenschaftler im Laufe der letzten Jahrzehnte. Er zeichnet vor allem den Veränderungsprozess in der Forschung und im Schreiben seit der Einführung elektronischer Medien nach und spricht von der „Extended Mind", der EDV-verstärkten Mentalität. Er steht positiv dazu, was den einen oder anderen Kritiker der Elektronik vielleicht nachdenklich stimmen mag. Dennoch bewahrt er sich seine Liebe für physisch vorhandene Bücher. Er schreibt blendend.

Interdisziplinäres Arbeiten findet in der Regel in einer von zwei Grundkonstellationen statt: Der Vertreter einer Disziplin erweitert sein Spektrum um eine weitere oder Vertreter unterschiedlicher Disziplinen kooperieren. Im letzten Beitrag dieses Heftes wird über eine Konstellation berichtet, die weder dem einen noch dem anderen Modell entspricht. *Elisabeth Hamel* („Interdisziplinäre Forschung zum Thema vorgeschichtlicher Völkerwanderungen") ist von Haus aus Dolmetscherin. Sie leitet nebenbei Laienchöre, ist weder in der Linguistik, der Paläontologie, der Archäologie, noch in der Genetik ausgebildet und hat dennoch ein Buch geschrieben („Vom Werden der Völker in Europa"), für das sie Fachwissen aus allen diesen Gebieten benötigte und sich beschaffte. Ihr Weg dorthin ist einzigartig. Das Ergebnis, wenn sich dieser Begriff steigern ließe, ist noch einzigartiger. Er zeugt von Mut, Beharrlichkeit und Selbstsicherheit. Lesen Sie ihren Bericht, lesen Sie ihr Buch. Es lohnt sich.

München, im Dezember 2014

Dr. Christoph-Friedrich v. Braun, M.Sc.
Vorstand, Andrea von Braun Stiftung

Inhaltsverzeichnis

Prof. Dr. Günter Hauska
Gene, Sprachen – und ihre Evolution 6

Hanna Engelmeier
Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900 16

Dr. Kirill Levinson
Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers.
Über einige Erfahrungen mit dem Forschungsvorhaben 26

Marina Kirchmayer, Dr. Ulrike Philipps
Horizonte erweitern. Ein interdisziplinäres Leseförderprojekt in Zusammenarbeit
mit dem Landesinstitut für Schulentwicklung Baden Württemberg 36

Dr. Susanne Müller
Die Welt des Baedeker.
Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945 46

Prof. Dr. Karl Clausberg
Schreiben im Umbruch 58

Elisabeth Hamel
Interdisziplinäre Forschung zum Thema vorgeschichtlicher
Völkerwanderungen 64

Im Juni 2002 schrieb ich an Prorektor Albrecht Greule, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft, einen Brief, in dem ich eine Gesprächsrunde zwischen Linguisten und Biologen anregte. Vor einiger Zeit hatte ich Cavalli-Sforzas „Gene, Völker und Sprachen"(1998) gelesen, und im Frühjahr 2002 kam das populäre Buch von Brian Sykes „Die sieben Töchter Evas" (Verlag Lübbe) dazu, wonach die Bevölkerung Europas auf sieben Mütter zurückgehen sollte. Schließlich erschien im Maiheft 2002 von Spektrum der Wissenschaft der Doppelartikel von Elisabeth Hamel über die Basken als „Urbevölkerung" und das Baskische als „Ursprache" der Europäer. Ich war von der Lektüre fasziniert. Gleichzeitig war ich unzufrieden, dass ich als Biochemiker und Pflanzenphysio-loge weder in der Populationsgenetik und schon gar nicht in Linguistik ausreichend bewandert war, um die darin vertretenen Ansichten auf ihre wissenschaftliche Stichhaltigkeit überprüfen zu können. Daher suchte ich den interdisziplinären Kontakt.

Gene, Sprachen – und ihre Evolution

Autor: *Prof. Dr. Günter Hauska, Universität Regensburg, Lehrstuhl für Zellbiologie und Pflanzenphysiologie* / Projekt: *Interdisziplinäre Vortragsreihe „Gene, Sprachen – und ihre Evolution“*/ Art des Projektes: *Publikation*

Die Reaktionen der sprachwissenschaftlichen Kollegen auf einen Rundbrief des Prorektors sowie von der Biologie auf meinen Aufruf waren zunächst zurückhaltend. Es war verständlicherweise dem einzelnen Spezialwissenschaftler nicht von vornherein einsichtig, was er denn von einer Beteiligung profitieren bzw. zum Thema beitragen könne. Dennoch kam erfreulicherweise die Gesprächsrunde im Herbst 2002 zustande, die sich dann über zwei Jahre monatlich traf. Von der Linguistik beteiligten sich die Kollegen Herbert Brekle / Allgemeine Sprachwissenschaft, Gerhard Ernst / Romanistik, Albrecht Greule / Germanistik, Gert Klingenschmitt / Indogermanistik, Ingrid Neumann-Holzschuh / Romanistik, Edgar Schneider / Anglistik und Dieter Steinbauer / Indogermanistik. Von der Biologie nahmen neben mir die Kollegen Jürgen Heinze / Zoologie (Populationsgenetik) und Rüdiger Schmitt / Genetik regelmäßig teil. Gelegentlich waren auch Rainer Hammwöhner / Informationswissenschaft sowie Peter Poschlod / Botanik und Widmar Tanner / Zellbiologie und Pflanzenphysiologie zugegen. Eingangs wurde die Runde mit Fragen und Thesen konfrontiert wie:

1) Inwieweit ähneln sich genetische Vererbung und kulturelle Tradition, wie die Weitergabe von Sprache? Besteht gar ein Zusammenhang zwischen beiden Vorgängen?

2) Wie ist Sprache entstanden? Und wie stark ist das Sprachvermögen genetisch fixiert? Vor kurzem wurde das erste Sprachgen beschrieben (Enard et al. 2002).

3) „Eva war schwarz" – sie lebte vor etwa 150.000 Jahren in Ostafrika. Hat sie schon gesprochen?

4) Die Bevölkerung Europas setzt sich aus 7 weiblichen (mt-DNS) und 10 männlichen (Y-Chromosom) Hauptlinien ununterbrochener Abstammung zusammen, – die ältesten reichen etwa 40.000 Jahre in die letzte Zwischeneiszeit zurück.

5) Damals erfolgte die Besiedelung Europas durch den modernen Menschen homosapiens, wo er auf den Neandertaler traf, eine zweite Menschenunterart, mit welcher er sich jedoch nicht vermischte.

6) Die heutige Bevölkerung Europas stammt zu etwa 80% von dieser paläolithischen Urbevölkerung (Jäger und Sammler) und nur zu etwa 20% von neolithischen Ackerbauern aus dem Orient ab, entgegen einer älteren Ansicht von Cavalli-Sforza, der eine Ausbreitung des Ackerbaus durch Verdrängung der Urbevölkerung favorisierte.

7) Woher kamen die Indogermanen? Haben sie den Ackerbau mitgebracht?

8) Wie wird die zukünftige Sprachentwicklung bei steigender, globaler Vernetzung verlaufen?

Diese Themen wurden in unserer Runde angeschnitten, wobei es zunächst vornehmlich darum ging, dass die Biologen die Terminologie der Linguisten besser verstehen lernten und umgekehrt. Wo die Kompetenz gegeben war, wurde das Gespräch durch Einführungsreferate unterstützt. Später sollte unser Kontakt in ein interdisziplinäres Seminar mit Studenten münden. Bald wurde jedoch klar, dass der Rahmen der Fragen zu breit gesteckt war, um ihn aus unserem Kreise alleine abzudecken. Daher entschieden wir uns für eine Vortragsreihe mit Unterstützung durch auswärtige Gastredner und wählten Anfang 2003 das Thema „Gene, Sprachen und ihre Evolution". Sie fand von Oktober 2003 bis Dezember 2004 statt und umfasste die in diesem Band zusammengestellten Vorträge.

Die Plakate der Ankündigung für das WS 2003/04 und das SS 04, auf die der Umschlag des Bandes zurückgeht, hat Josef Mittlmeier am Lehrstuhl für Kunsterziehung gestaltet. Sie wurden von BMW finanziert. Das Programm mit den Kernaussagen der zehn Vorträge ist im Vorwort erläutert.

Auswärtige Gäste konnten im Jahr 2004 mit Unterstützung der Universitätsstiftung Hans Vielberth eingeladen werden, die Kosten für Salikoko Mufwene, der bereits im November 2003 vortrug, wurden kurzfristig von der Verfügungskasse des Rektors übernommen. Unverhofft hatten wir mit unserem Thema ein „altes" Steckenpferd von Rektor Zimmer getroffen (s. Grußwort). Michael Weiers war leider gesundheitlich verhindert, sein Beitrag „Zum Synkretismus moderner mongolischer Sprachen" wurde von Herrn Kollegen Herbert Brekle übernommen. Der Vortrag von Guido Barbujani „The Etruscans – a population-genetic study" musste zunächst verschoben werden und bildete dann den Abschluss der Reihe am 8. Dezember 2004.

Schon Anfang 2004 wurden wir mit der enttäuschenden Nachricht konfrontiert, dass die geplante Drucklegung der Reihe aufgrund der engen Haushaltslage nicht von der Universität bestritten werden konnte. Auf den Rat von Frau Dr. Jeanne Rubner – Süddeutsche Zeitung und Mitglied im Hochschulrat unserer Universität – wandte ich mich daher im Sommer 2003 an die Andrea von Braun Stiftung mit der Bitte um Unterstützung und hatte prompt Erfolg. Dafür sind wir, der Herausgeber und die Koinitiatoren dieses interdisziplinären Unterfangens, außerordentlich dankbar.

Unsere Gesprächsrunde lief neben den Vorträgen weiter, um auf letztere vorzubereiten oder sie im Nachhinein zu kommentieren. Am 15. Juli 2003 fand eine Abschlussveranstaltung mit Podiumsdiskussion statt, auf der unter der Moderation von Herbert Brekle und dem Einbezug der Zuhörerschaft die Kernaussagen der Vorträge resümiert wurden. Besonders lebhaft trat dabei ein Dissens unter Sprachhistorikern zutage. Schon 1863 hatte August Schleicher in Anlehnung an die biologische Evolution, als Zeitgenosse von Charles Darwin

und in persönlichem Kontakt mit Ernst Häckel, seinen „Baum“ der indogermanischen Sprachfamilie entworfen, der nach wie vor seine Gültigkeit hat (s. Beitrag von Mufwene, Kap. 2). Er ist in Abbildung 1 gezeigt.

Heute stehen sich dazu zwei Sichtweisen gegenüber – die vergleichende, historisch linguistische Methodik, welche auf dem Podium von Gert Klingenschmitt vertreten wurde (s. seinen Beitrag) und die sich an der vergleichenden Genomik orientierende, statistische Methodik, der sich Rüdiger Schmitt anhand jüngster Publikationen annahm (Gray und Atkinson, 2003). Die erste vergleicht die Sprachen umfassend, sowohl lexikalisch als auch morphologisch und phonologisch, also unter Einbezug von Lexikon (Wortschatz) und Grammatik (Morphologie, Phonologie, Syntax). Sie kommt damit zu detaillierten Verwandtschaftsbeziehungen, nicht jedoch zur Abschätzung des zeitlichen Ablaufs der Sprachentwicklung. Ohne sich festlegen zu wollen, schätzen ihre Vertreter, dass die urindogermanische Sprache frühestens vor 5.000 Jahren entstand.

Die zweite Methode hat gerade diese zeitliche Festlegung zum Ziel (Glottochronologie), wozu sie sich auf einen sorgfältig ausgewählten, lexikalischen Wortschatz beschränkt, welcher der computerunterstützten, informationswissenschaftlichen Analyse zugänglich ist und zur Normierung der Zeitachse den historisch datierbaren Unterschied zwischen alt-und neuslawischen Sprachen benützt. Solange sich jedoch diese Statistik der lexikalischen Formen in den Sprachen nicht aufmorphologische und phonologische Daten ausdehnen lässt, was sehr wünschenswert wäre, bleibt der Dissens wohl bestehen.

Für den Außenstehenden bleibt freilich festzuhalten, dass die indogermanischen „Sprachbäume“ beider Lager im Großen und Ganzen übereinstimmen (s. dazu die Abbildung im Beitrag von Klingenschmitt), bloß in der Zeitlichkeit reicht die Glottochronologie für ihre Gegner unannehmbar weit zurück.

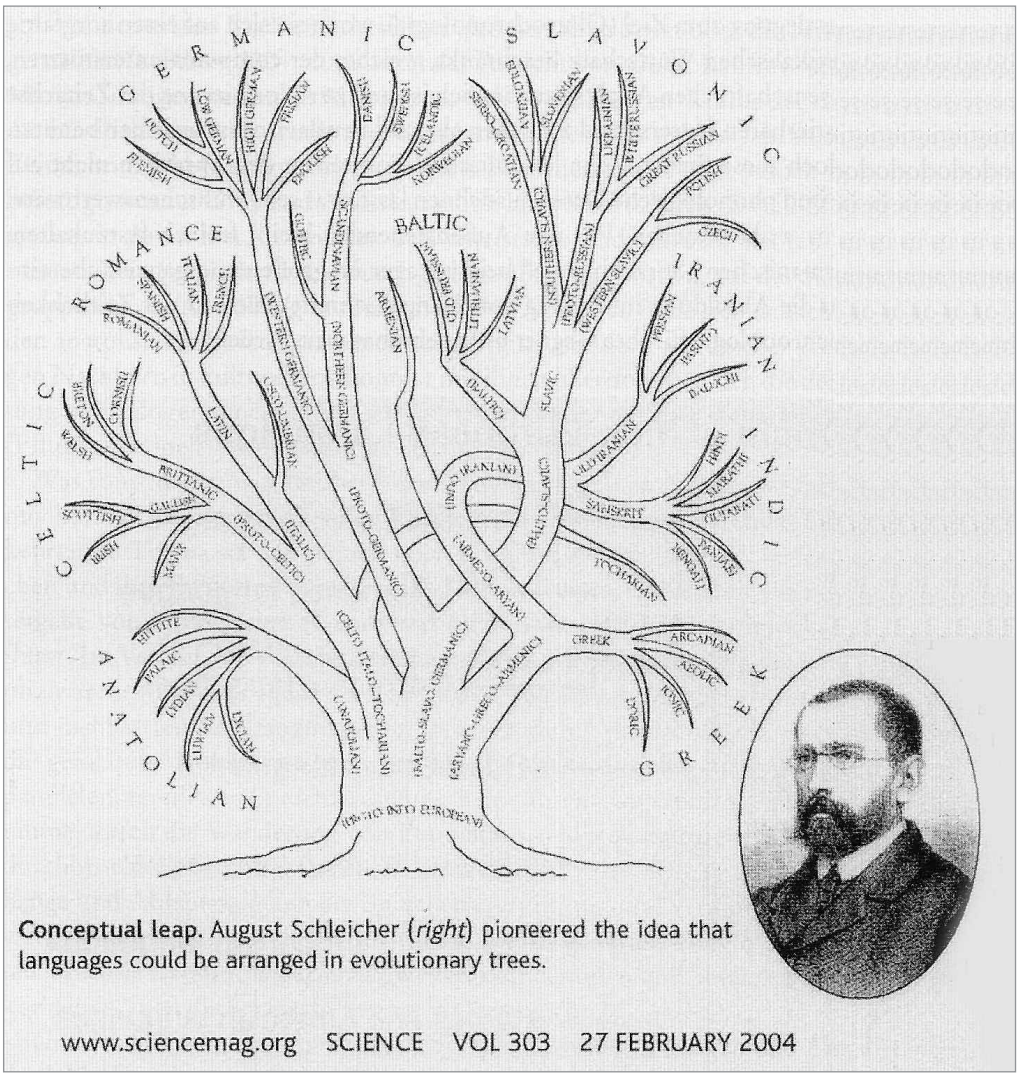


Abb. 1: August Schleichers Baum der indogermanischen Sprachfamilie von 1863, aus Pennisi E. (2004)

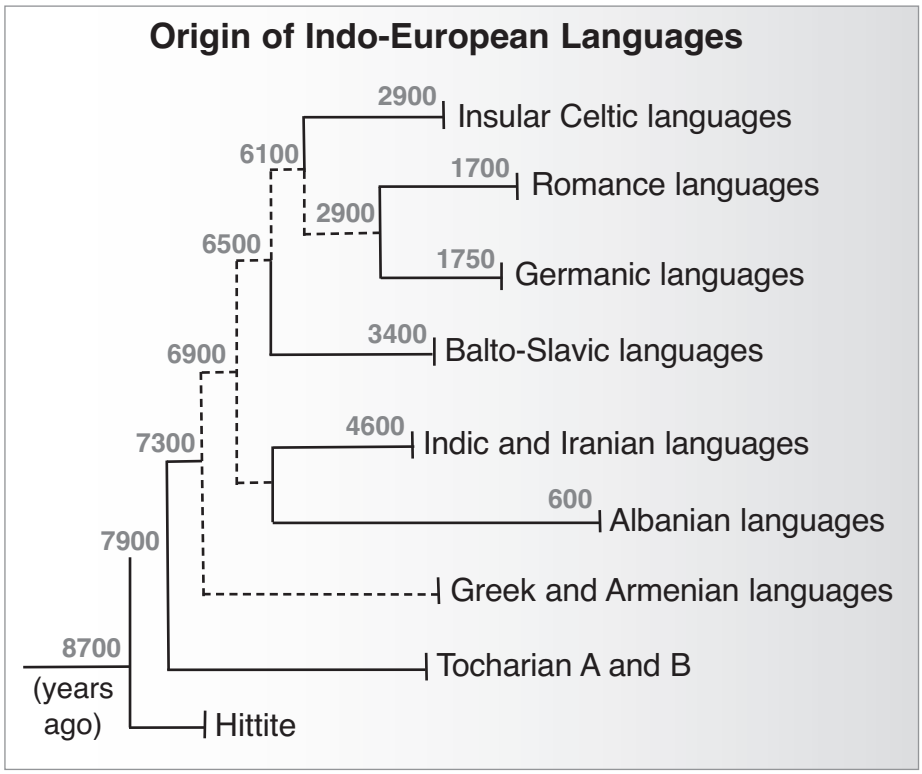


Abb. 2: Der glottochronologische Verwandschaft der indogermanischen Sprachen. Die Abbildung stammt aus dem Kommentar von M. Balter (2003) Science 302: 1490 zum Artikel von Gray und Atkinson (2003); die Zahlen geben die Jahre der Aufspaltung vor unserer Zeitrechnung an; Unsicherheiten sind durch gestrichelte Linien gekennzeichnet.

In Abbildung 2 ist die Essenz der glottochronologischen Untersuchung von Gray und Atkinson wiedergegeben. Sie zeigt die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachfamilie mit den Zeiten der Aufspaltungen in die Hauptgruppen. Dieser Baum erweist sich als äußerst robust gegenüber verschiedensten Variationen der Eingaben und verlegt den Ursprung des Indogermanischen ins neunte Jahrtausend vor unserer Zeit nach Anatolien. Auf den ersten Blick entscheidet er also den alten Streit über die Herkunft der Indogermanen (s. Balter 2004) zugunsten der Ansicht von Colin Renfrew und gegen die von Marija Gimbutas vertretene Alternative, welche die Kurgan-Kultur der russische Tiefebene, nördlich von Schwarzem und Kaspischem Meer, im siebten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bevorzugt. Bei genauerem Hinsehen findet man jedoch beide Ansichten bestätigt, worauf Gray und Atkinson schon hinweisen (s. auch Cavalli-Sforza 2001) – Ursprung in Anatolien im neunten und eine starke Radiation im siebten Jahrtausend vor

unserer Zeit, möglicherweise durch Reitervölker im Norden, auf die die oberen Sprachgruppen in der Abbildung zurückgehen. Der Ackerbau hätte sich danach nicht erst mit den anatolischen Urindogermanen ausgebreitet, sondern wurde wahrscheinlich vorher schon von anderssprachigen Nachbarn in kulturellem Kontakt mit ihnen übernommen. An die demische Ausbreitung der Indogermanen im siebten Jahrtausend könnten aber technische Verbesserungen (Pflug) gekoppelt gewesen sein (s. Beitrag von Comrie).

Was sonst haben wir darüber hinaus zu den einzelnen Ausgangsfragen gelernt? Dazu möchte ich statt einer erschöpfenden Antwort auf die Beiträge verweisen. Ein immer wiederkehrendes Thema sei hier jedoch noch erwähnt: Zweifellos war der Titel „Gene, Sprachen und ihre Evolution" von Cavalli-Sforzas Konzept einer weitgehend parallelen Weitergabe von biologischer (Gene) und kultureller Information (Sprache/Meme) beeinflusst.

Im Verlauf der Vorlesungsreihe mussten wir jedoch lernen, dass die Realität komplizierter ist und dass außer der „vertikalen" Weitergabe die „horizontale" Transmission und nicht selten Verdrängung alter Sprachen durch die Dominanz einer neuen Sprache die genetische Kohärenz überlagert: Das Grundmuster der zur genetischen Vererbung parallelen, familiären Sprachtradierung kann durch geographische Nähe zweier Sprachräume, durch die Wanderung von Populationen, durch kulturelle Revolutionen u.v.a.m. durchbrochen und damit verändert werden. Fast jeder Vortrag zeigte neue Zusammenhänge und Abhängigkeiten der Sprachtradierung auf, und vermutlich müssen noch viele weitere Fallstudien durchgeführt werden, bevor generelle Regeln und Gesetzmäßigkeiten über die Evolutionsbeziehungen von Populationen und Sprachen aufgestellt werden können (s. auch die Schlussfolgerung im Beitrag von M. Weiers).

Und – haben wir eine gemeinsame Sprache zwischen Biologen und Linguisten gefunden? Nach so kurzem Einsatz das schon zu bejahen, wäre vermessen. Zumindest aber haben wir uns Zeit genommen, einander und unseren Gästen zuzuhören und miteinander zu diskutieren. Damit haben wir uns in diesen drei Jahren besser verstehen gelernt. Es ist zu wünschen, dass diesem Anfang weitere Initiativen zur Aufarbeitung des eingangs aufgestellten Fragenkatalogs folgen, zum Beispiel zum Thema der genetischen Grundlage des Sprachvermögens oder zur zukünftigen Sprachentwicklung auf unserem steigend vernetzten Globus. Erfreulicherweise fand bereits im SS 2005 eine weitere interdisziplinäre Vortragsreihe zum Thema „Die Kluft zwischen Gehirn und Geist" unter der Leitung von Herbert Brekle statt.

Was mich selbst betrifft, so darf ich schließlich festhalten, dass meiner ersten, spontanen Faszination eine gewisse Ernüchterung folgte, zu Recht und auch nicht unerwartet. Meine Neugierde wurde aber belohnt, auch wenn ich dabei den Vorwurf des Dilettierens riskiert habe. Ich hoffe sehr, dass aus den Anregungen über die Fachgrenzen hinweg für die Weiterverfolgung des Themas hinreichend Unruhe erzeugt wurde.

Weiterführende Literatur:

Balter M. (2004): Search for the Indo-Europeans, Science 303: 1323–1326.

Cavalli-Sforza Luigi Luca: „Gene, Völker und Sprachen – die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation", Deutscher Taschenbuch Verlag, 2001

Enard W. et al. (2002): Molecular evolution of FOXP2, a gene involved in speech and language, Nature 418: 869–72

Gray R.D. und Atkinson Q.D. (2003): Language tree divergence times support the Anatolian theory of Indo-European origin, Nature 426: 435–438, mit Kommentar von Searls D.B. „Trees of life and language" ibid., 391–392

Pennisi E. (2004): Speaking in tongues, Science 303: 1321-1323

Curriculum Vitae

	Geboren am 27.11.1940 in Wien
1946–1958	Besuch der Volksschule und des Realgymnasiums in Oberösterreich und Wien
1958	Matura (Abitur) in Vöcklabruck/O.Ö. mit Auszeichnung
1958–1965	Studium der Chemie an der Universität Wien
1965–1967	Dissertation in Biochemie bei Prof. Hoffmann-Ostenhof an der Universität Wien
1968	28.11.1968 Promotion zum Dr. phil.
1968–1970	Postdoktorand an der Cornell University, Department of Biochemistry and Molecular Biology, bei den Professoren Richard T. McCarty und Efraim Racker
1971–1976	Hochschulassistent und Dozent am Lst.f. Biochemie der Pflanzen, im FBR Biologie an der Ruhr-Universität Bochum, bei Prof. Achim Trebst; Habilitation am 07.03.1973 in Biochemie
1982–1984	Vizepräsident der Universität Regensburg
1985–1990	Sprecher der Studiengruppe „Bioenergetik“ in der Gesellschaft für Biologische Chemie
1989–1990	Forschungsfreisemester als „distinguished scientist“ am Roche Institute of Molecular Biology, Nutley/NJ, USA, bei Prof. Nathan Nelson
1996–2006	Professor am Lehrstuhl für Zellbiologie und Pflanzenphysiologie im Institut für Botanik an der Universität Regensburg
ab. 1.4.2006	im Ruhestand

Forschungsgebiet

Biochemie biologischer Membranen – Mechanismen und Regulation der Energiekonservierung in Photosynthese und Atmung



Prof. Dr. Günter Hauska

Es gilt als allgemein anerkannt, dass die Durchsetzung der Darwinschen Evolutionstheorie auch zur Anerkennung der These geführt habe, dass der Mensch vom Affen oder wenigstens affenähnlichen Vorfahren abstamme. Das Projekt historisiert diese Annahme und fokussiert dabei insbesondere die deutsche biologische Anthropologie: Wie war das wissenschaftliche Umfeld beschaffen, in dem sich die Abstammungsthese zum zentralen Debattenthema der deutschen Darwin-Rezeption entwickeln konnte? Welche Medien und Akteure spielten dabei die Hauptrolle? Wie wirkten verschiedene Disziplinen dabei zusammen, den Affen zur emblematischen Figur anthropologischer Selbstverständigung werden zu lassen? Die Arbeit „Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900“ widmet sich diesen Fragen anhand von weitgehend unbekanntem Material Carl Vogts, Ernst Haeckels, Gabriel von Max’ und anderen.

Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900

Autorin: *Hanna Engelmeier* / Projekt: *Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900* / Art des Projektes: *Dissertation*

Zusammenfassung

Die Arbeit untersucht, wie die Anthropologie im 19. Jahrhundert zu ihrem Gegenstand kommt. Sie verfolgt das Argument, dass „der Mensch", um den es sich bei diesem Gegenstand handelt, das Ergebnis einer Konstruktionsanstrengung ist, die in verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Disziplinen unternommen wird und deshalb gelingt, weil zur gleichen Zeit eine komplementäre Konstruktion geschaffen wird, die unter dem Kollektivsingular „der Affe" zusammengefasst werden kann. Im Fokus steht dabei die erste Phase der deutschen Rezeption von Charles Darwins Hauptwerk „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rasse im Kampfe ums Dasein" („On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life") aus dem Jahr 1859. Die regionale Eingrenzung ergibt sich aus der bereits vorhandenen Forschungsliteratur, die keine zusammenhängende Untersuchung unter der hier gewählten Fragestellung aufweist.

Die biologische Anthropologie soll hier anhand einer Diskussion betrachtet werden, die engste Verbindungen zur philosophischen Anthropologie pflegt: Die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren ist eines der bekanntesten, aber meiner Meinung nach oft ungenau verstandenes Thema einer schwierigen interdisziplinären Liebe. Um diesem Problem beizukommen, zeigt die Arbeit, dass und wie anthropologische Konstruktionen in der Wissenschaft und in den Künsten zusammengehören: Als gleichberechtigte Teilhaber am Wissen und Nicht-Wissen vom Menschen, dessen Projektionen in die Figur des Affen zur gleichen Zeit Furcht und Faszination ausdrücken. Die von mir sogenannte Abstammungsthese wurde nicht deshalb zur emblematischen Debatte der Evolutionstheorie, weil ihre Richtigkeit wie ein Blitz in den Geist der deutschen Nation einfuhr, sondern weil sie phantasmatische Potentiale bediente, die in Erzählungen nachzulesen, in volksbildenden Vorträgen anzuhören und in Ausstellungen zu besichtigen waren. Aus exemplarischen Artefakten, Zeugnissen und Quellen, die von diesem Prozess erzählen, rekrutiert sich das in der Dissertation bearbeitete Material.

Vorraussetzungen und institutioneller Rahmen der Arbeit

Die Arbeit wurde im August 2013 am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin eingereicht und von Prof. Hartmut Böhme und Prof. Thomas Macho betreut. Dieser Punkt ist erstens von Bedeutung, weil er die Arbeit in einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung situiert, zu deren Schwerpunkten unter anderem historische Anthropologie, Mentalitätsgeschichte und Tierstudien gehören. Zweitens ist diese Einordnung deshalb von Gewicht, weil sich damit die Frage danach stellt, wie man denn

diese interessanten Gebiete erforscht. Es geht dementsprechend auch um die Frage, wie man eigentlich Kulturwissenschaft macht. Meine Hoffnung ist gewesen, durch das hybride Gewächs, das die Arbeit schließlich geworden ist, ein Beispiel dafür zu finden.

Dabei habe ich an verschiedenen Orten die Gelegenheit gehabt, mich mit Kolleginnen und Kollegen auszutauschen und auseinanderzusetzen, die an ähnlichen Fragestellungen arbeiten und auch ähnlichen Schwierigkeiten begegnet sind. Noch während ich das erste Exposé zur Arbeit erstellt habe, wurde ich Mitglied des von Joseph Vogl an der Humboldt-Universität zu Berlin geleiteten PhD-Net „Das Wissen der Literatur", parallel habe ich an den regelmäßig stattfindenden Forschungscolloquien meiner beiden Betreuer teilgenommen und dort meine Ergebnisse in Vorträgen zur Diskussion gestellt; während eines durch das PhD-Net ermöglichten Aufenthaltes als Visiting Scholar an der University of California at Berkeley habe ich die Graduierten Veranstaltungen des German Departments und des Rhetoric Departments besucht. Nach Ende der Förderung durch die Andrea von Braun Stiftung und seit Beginn meiner Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Bauhaus-Universität Weimar war ich assoziiertes Mitglied des dort angesiedelten Graduiertenkollegs Mediale Historiographien, von dessen Studienveranstaltungen ich ebenfalls profitieren konnte.

Die an all diesen Orten entwickelten Projekte (zumindest diejenigen, die eine gewisse geistige Verwandtschaft zu dem meinen aufweisen konnten) wollten zeigen, wie bestimmte Transfer- und Austauschprozesse ablaufen, die zwischen unterschiedlichen Disziplinen stattfinden, namentlich den Geistes- und den Naturwissenschaften und den Text- und Artefaktformen, die diese hervorbringen. Sofern man sich nicht allein darauf verlassen möchte, dass die dort adressierten Fragen nun mal in einem Diskurs gemeinsam enthalten sind und so notwendig eine gewisse Nähe aufweisen, scheint mir vor allem die Suche nach einem geeigneten Quellenkorpus entscheidend. Auf Grund welcher Fragestellungen und Funde ich dabei welche Entscheidungen getroffen habe, möchte ich kurz skizzieren.

Verlauf

In seinem Vortrag „Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften"[1] möchte Odo Marquard eine Grundthese plausibilisieren: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften." In seinen Ausführungen zu dieser These

[1] *Marquard, Odo (1986): Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: Odo Marquard (Hg.): Apologie des Zufälligen: Philosophische Studien. Stuttgart: Philipp Reclam, S. 98–116.*

spricht Marquard von der Neuchance der Anthropologie, die sich durch diese Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften in der modernen Welt ergibt. (Welche Welt, welche Moderne auch immer das sein mag). Marquard schreibt dazu:

Zugleich [mit der Nichtinstituionaliserung der Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts., H.E.] konnte auch die evolutionäre Biologie eigenständig lernen, daß sie – durch den Erfolg des Entwicklungsgedankens [...] ihrerseits [...] zur erzählenden Wissenschaft wird. Diese Tendenz zu einer – wie man das nennen kann – ‚Vergeisteswissenschaftlichung der Naturwissenschaften' bleibt einstweilen imperfekt allein dadurch, daß bisher die Evolution nur als Alleingeschichte hin auf den Menschen erzählt wird. Für die Evolutionstheorie ist dieses „anthropische Prinzip" jene Schwierigkeit, die für die geschichtsphilosophische Fortschrittstheorie der Eurozentrismus war. Vielleicht gibt es schon irgendwo den evolutionsbiologischen Ranke mit dem Satz: „jede Art ist unmittelbar zu Gott"; jedenfalls: die Evolutionstheorie hat ihren Historismus noch vor sich, also eine nochmals verstärkte Tendenz zur ‚Vergeisteswissenschaftlichung der Naturwissenschaften'.[2]

Dieses Zitat Marquards spricht entscheidende Punkte an, die markieren, wie sich die Fragestellungen der Arbeit im Verlauf der Zeit geändert und weiterentwickelt haben; auf einige seiner Begriffe komme ich dementsprechend hier zurück. In der Arbeit ging es, entgegen einer ersten Intuition, letztlich nicht darum zu zeigen, wie das anthropische Prinzip zu überwinden sei. Deshalb gehört die Dissertation auch nicht so richtig in den Bereich der „animal studies", was ebenfalls eine erste Intuition war. Es ging viel mehr darum, die Funktionsweisen und damit ganz maßgeblich die Sprache zu verstehen, in der sich das anthropische Prinzip im 19. Jahrhundert schreibt; zu begreifen, welche Strategien in seinen Argumenten angewendet werden und auf welche Situation das anthropische Prinzip, oder eben die Anthropologie in diesem historischen Moment reagiert.

Das erste Exposé zur Arbeit trug den Titel „Spalter. Affen, Desintegration und Darwinismus". Der Obertitel brachte einen ehrlichen Leser dazu, den Vorwurf der billigen Kirmesironie zu erheben, und auch ansonsten ist von meiner Vorstellung, dass dies eine Arbeit über die Motivgeschichte des Affen schreiben würde, nicht viel übrig geblieben. Schließlich heißt das Projekt nun „Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900"; erstens bin ich nicht mehr überzeugt davon, dass es bei der

[2] *Marquard, Odo (1986): Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: Odo Marquard (Hg.): Apologie des Zufälligen: Philosophische Studien. Stuttgart: Philipp Reclam, S. 112.*

Debatte um die Verwandtschaft zwischen Menschen und Affen um die Frage von Integration/Desintegration geht; zweitens glaube ich nicht mehr daran, dass es „Darwinismus" gibt (sondern viel mehr Darwin-Rezeptionen); drittens meine ich, dass es in meinem Projekt weniger um Affen geht, sondern vielmehr darum, wer wann wo wie und warum zum Affen gemacht wird.

Das trifft sich unter anderem deshalb, weil der Großteil der literarischen Quellen, die in der Arbeit behandelt werden sollten, mittlerweile in der Habilitationsschrift von Julika Griem untersucht worden sind.[3] Noch mehr hat es aber etwas damit zu tun, dass ich mich dafür interessiert habe, was für ein Typ von Geschichte denn in den Quellen erzählt wird, mit denen ich gearbeitet habe. Odo Marquard schreibt, daß man mit den Geisteswissenschaften „[...] in der Regel für Fremdgewordenes einen vertrauten Kram [sucht], in den es paßt, und dieser Kram ist fast immer eine Geschichte. Denn die Menschen: das sind ihre Geschichten."[4] Diese Geschichten sortiert er in drei praktische Kategorien, die Sensibilisierungsgeschichten, die Bewahrungsgeschichten und die Orientierungsgeschichten. Alle drei Geschichtstypen sind bei ihm mit einer bestimmten Form von Kompensation beschäftigt, die bei den Orientierungsgeschichten darin besteht, „lebensweltlichen Sinnbedarf" zu decken. Die untersuchten Quellen weisen vor allem eine funktionale Ähnlichkeit auf: es handelt sich um Versuche, die (anthropologische) Frage „Wer bin ich – im Verhältnis zu dem, was mir am ähnlichsten ist?" zu beantworten. Diese Versuche bringen einen Texttyp hervor, der mit Versuchen, die Genealogie der gesamten Menschheit zu erklären, einen vorerst spezifisch wissenschaftlichen Sinnbedarf deckt. Diese Versuche sind mit bestimmten Ideologien (vor allem dem Rassismus) verknüpft und werden von ihren Urhebern auch unverkrampft als Weltanschauungen bezeichnet. Insbesondere Ernst Haeckel, mit dessen Arbeiten ich mich im vierten Kapitel der Arbeit auseinandergesetzt habe, versieht die „Weltanschauung" jedoch mit dem ergänzenden Adjektiv „naturwissenschaftlich", wodurch seine oftmals intuitiven Äußerungen mit einem allgemeinen Geltungsanspruch versehen werden. Dieser Anspruch kommt in einer Weltanschauungsliteratur und -ikonographie zum Ausdruck, die die Orientierungsfunktion der Geisteswissenschaften übernehmen möchten, indem sie letztgültige Erklärung zum Sein des Menschen anbietet.

[3] *Griem, Julika (2010): Monkey Business. Affen als Figuren anthropologischer und ästhetischer Reflexion 1800–2000. Berlin: Trafo.*

[4] *Marquard 1986, 105.*

Überblick

In meiner Arbeit bin ich bei der Anordnung dieser Quellen einerseits historisch-chronologisch vorgegangen: In einem ersten Kapitel wird dargelegt, wie das Affe-Mensch-Verhältnis bis zu dem Zeitpunkt behandelt wurde, zu dem die Darwin-Rezeption einsetzt und die anthropologische Frage mit einem neuen begrifflichen Instrumentarium und erweiterten Belegen für die Verwandtschaft aller Arten (und damit für die Erosion der Mensch-Tier-Grenze) verpflegt. Dabei stehen die Anatomen Petrus Camper, Samuel Thomas von Sömmerring, Johann Blumenbach im Fokus der Untersuchung, die sich jedoch auch mit der Behandlung des Themas bei Johann Gottfried Herder und dem Anthropologen Christoph Meiners auseinandersetzt und nebenbei auch zeigt, wie die zugehörigen Debatten in einer kleinen Szene in Goethes Wahlverwandtschaften zum Tragen kommen und diese gewissermaßen anthropologisieren. Während sich bei Goethe die Verbindung von naturwissenschaftlich-anthropologischem Diskurs und Literatur in vieler Hinsicht derartig aufdrängt, dass man beinahe versucht ist, von einem Klischee der Forschung zu sprechen, hat sich die Verbindung der Untersuchung von Literatur und Wissenschaft teilweise schwieriger gestaltet als gedacht, da es teilweise kaum oder schwer möglich war, Tradierungen nachzuweisen, die mir als solide Basis für Aussagen über die Poetologien des Wissens im Affe-Mensch-Diskurs ausgereicht hätten. Neben dem Bestreben, dennoch eine historische Situation zu skizzieren, die die spezifischen Voraussetzungen für die Durchsetzungsstärke der sogenannten „Abstammungsthese" lieferte, gruppiert sich das Kapitel I um das „Sezieren": die vergleichende Anatomie des Menschen- und des Affenkörpers bildet die entscheidende erkenntnisgenerierende Operation der hier behandelten Texte.

Diese weisen immer wieder eine Denkfigur auf, die ich das anthropologische Dreieck genannt habe: Vermittelt über die Figur des Affen wird dadurch die Beschreibung verschiedener Menschengruppen organisiert: Beispielsweise versucht Soemmerring[5] zu zeigen, dass der weiße Europäer zwar eine große physische Ähnlichkeit zum Affen aufweise, dieser aber dem dunkelhäutigen Afrikaner noch ähnlicher sei. Diese Art der Anordnung ist bestimmend für eine Vielzahl von den hier bearbeiteten Texten. Ihre Stabilität ist auffällig, da sie sich durch ganz unterschiedliche Anthropologien und Weltanschauungen zieht.

Die Arbeit am somatischen Material, und die Überzeugung davon, dass dieses allein gültige Grundlage für anthropologische Aussagen sei, bestimmt schließlich auch das Denken Carl

[5] *Soemmerring, Samuel Thomas von; Oehler-Klein, Sigrid (1998): Über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer (1785). Stuttgart: G. Fischer.*

Vogts. Diesen als „Vulgärmaterialisten“ verschrienen Autor, der noch vor Ernst Haeckel einen entscheidenden Beitrag zur Popularisierung der Schriften Darwins im deutschen Sprachraum legte, behandelt Kapitel II. Unter dem Titel „Reduzieren“ wird darin diskutiert, mit welchen Begründungsstrategien Vogt die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Wesen zeigen wollte. Sein allgemein als „materialistisch“ beschriebenes Vorgehen ist dabei exemplarisch und auch symptomatisch für alle Autoren, denen ich mich im weiteren Verlauf der Arbeit gewidmet habe, so gut wie alle haben sich mit seinen Schriften auseinandergesetzt: Sei es nun Leopold von Sacher-Masoch, der Vogt als Autor für seine populärwissenschaftliche Zeitschrift „Auf der Höhe“ gewinnen konnte, Ernst Haeckel oder der Maler Gabriel von Max, dessen Nachlaß einzusehen im Sommer 2012 einer der größten Glücksfälle für diese Arbeit gewesen ist.

Auf Grundlage von Vogts Schriften findet dementsprechend eine Funktionalisierung des Mensch-Affe-Verhältnisses statt, das ich unter dem Begriffspaar „Pathologisieren/Denunzieren“ in Kapitel III beschrieben habe und das sich der Frage widmet, welche sozial wirksamen Exklusionsbemühungen anhand dieser prekären Beziehung modelliert werden: hier finden sich auch diejenigen Autoren versammelt, die am lautesten gegen die Vogtschen Thesen protestierten. Das argumentative Getöse wurde dabei stärker, je mehr sich die anthropologische Debatte emotional aufheizte. Dass es dazu kommen konnte, liegt insbesondere an den Arbeiten Ernst Haeckels, dessen verweltanschaulichte Ästhetik in anthropologischer Absicht im Zentrum von Kapitel IV steht („Emotionalisieren/Ästhetisieren“). Die Untersuchung der sprachwissenschaftlichen Arbeiten August Schleichers, die sich unter anderem der Frage widmen, ob Affen in der Lage zu sprechen seien und damit einen der klassischen Topoi des Themas aufgreifen, hat dabei ebenso das große interdisziplinäre Potential des Themas aufgedeckt wie die Bearbeitung des Nachlasses von Gabriel von Max.

Schleicher selbst befleißigte sich einer interdisziplinären Methode: Der Pionier der indogermanischen Sprachforschung hatte es sich zum Ziel gesetzt, die von Darwin beschriebenen Mechanismen der Artentstehung auf Sprachen zu übertragen, die er mit einer Stammbaum-Grafik versah, die an diejenige angelehnt war, die Darwin als einzige Abbildung in „Die Entstehung der Arten“ beigegeben hatte. Diesen Stammbaum nutzte nun wiederum Schleichers guter Freund Ernst Haeckel, um sich für die zahlreichen Stammbäume einzelner Arten, aller Arten und vor allem des Menschen Inspiration verschaffen zu lassen. Seine Erfindung des sprachlosen Urmenschen (Pithecanthropus alalus) griff dann wiederum Gabriel von Max auf. Der Maler, Laien-Anthropologe, Darwinist, Pessimist, Spirist, Sammler und manische Notierer brachte in seinem gleichnamigen Gemälde eine Urmenschen-Gruppe als heilige Familie ins Bild, die auf unerreichte Weise den zentralen Selbstverständigungsdiskurs der Anthropologie verdichtet.

Unter den vielen reflexhaft-phobischen Reaktionen auf den Gedanken, die edle Menschengestalt könne mit der als unedel empfundenen Affengestalt verwandt sein, ist für meine Arbeit insbesondere die von Interesse gewesen, die sich unter dem Schlagwort „Nachäffen" verbirgt. Dementsprechend ist auch das letzte Kapitel der Arbeit betitelt, das mit einer Untersuchung zu der Verwendung des Begriffs bei Nietzsche anhebt, sich dann der Diffamierung Nietzsches im Zeichen des Nachäffens bei Max Nordau zuwendet und schließlich untersucht, wie sich diese Diskussionen in Gustav Klimts „Beethovenfries" (1902) verdichtet wiederfinden: Sie kreisen wesentlich um den Gedanken, der Mensch könne sich selbst entehren und dem Untergang zugehen, wenn er sich einer als minderwertig betrachteten Mimesis schuldig mache (dem Nachäffen eben).

Es war ursprünglich geplant, dieses Kapitel erst für die Publikation der Arbeit fertigzustellen, um eine Einreichung innerhalb der von der Andrea von Braun Stiftung gewährten Förderung zu gewährleisten. Durch die Veränderung meiner beruflichen Situation nach Abschluss der Förderung, und insbesondere durch den Erhalt eines Fellowships im Kolleg Friedrich Nietzsche, das ich insbesondere für die Arbeit an den gerade skizzierten Gegenständen erhalten habe, war es jedoch angezeigt, diese Analyse auch schon in die Version der Arbeit einzuschließen, die nun abgeschlossen ist.

Curriculum Vitae

1983	Geboren 1983 in Münster/Westfalen
08/2013	Einreichen der Dissertation „Der Mensch, der Affe. Anthropologische Konstruktionen 1850–1900“ an der Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Kulturwissenschaft
Seit 11/2012	wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur „Medienwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Theorie, Geschichte und Ästhetik bilddokumentarischer Formen“ (Prof. Dr. Friedrich Balke) am Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum
08–10/2012	Fellow in Residence, Kolleg Friedrich Nietzsche, Weimar
Seit 04/2012	assoziiert am Graduiertenkolleg „Mediale Historiographien“, (Bauhaus-Universität Weimar, Universität Erfurt und Friedrich-Schiller-Universität Jena)
Seit 04/2012	wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur „Geschichte und Theorie künstlicher Welten“ (Prof. Dr. Friedrich Balke) an der Fakultät Medien der Bauhaus-Universität Weimar
08–12/2010	Visiting Scholar am German Department, University of California at Berkeley
08/2009–03/2012	Stipendiatin der Andrea von Braun Stiftung
08/2008–08/2011	Mitglied im PhD-Net „Das Wissen der Literatur“, Humboldt-Universität zu Berlin, danach assoziiert
06/2008–05/2009	Redakteurin bei „Vanity Fair“, Berlin
2002–2008	Studium der Kulturwissenschaft und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin
2001–2002	Studium der Philosophie, Politik und Kommunikationswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster



Hanna Engelmeier

Die orthographische Sicherheit gilt im modernen Abendland als Indikator von Bildung und Intelligenz und als Voraussetzung für einen erfolgreichen beruflichen Werdegang, während die deutsche Orthographie noch im späten 19. Jahrhundert kein einheitliches und allgemein verbindliches Regelwerk besaß. Die Art und Weise, wie sie unterrichtet wurde, entsprach den allgemeinen Trends der deutschen Schulgeschichte. Im Unterricht wurden die Kinder nicht nur gelehrt, sondern auch erzogen, wobei bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts repressive und traumatisierende Erziehungsmethoden und -inhalte überwogen. Die interdisziplinäre Erforschung der Geschichte des orthographischen Fehlers erfordert dessen Analyse sowohl unter sozialgeschichtlichen als auch unter historisch-linguistischen, schulgeschichtlichen, kommunikationstheoretischen und entwicklungspsychologischen Aspekten.

Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers

Über einige Erfahrungen mit dem Forschungsvorhaben

Autor: *Dr. Kirill Levinson* / Projekt: *Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers. Über einige Erfahrungen mit dem Forschungsvorhaben* / Art des Projektes: *Forschungsaufenthalt*

„Wer *nämlich* mit *h* schreibt, ist dämlich". Es ist eine für das moderne Abendland typische Überzeugung: Man müsse orthographisch korrekt schreiben, sonst sei man intellektuell und sozial minderwertig. Das Richtig-schreiben-können gilt als Voraussetzung für Erfolg, ja als Indikator von Bildung und Intelligenz. War das aber immer schon so? Wann und wie hat sich diese heutige Vorstellung vom Wert der orthografischen Richtigkeit herausgebildet und durchgesetzt? Meine Hypothese ist, dass es je nach Region, Milieu und Epoche eine unterschiedlich große Rolle spielt, wie man schreibt. Als Historiker weiß ich, dass z.B. im 16. Jahrhundert jemand, der chrayß statt Kreis schrieb, sich damit keineswegs die Karrierechancen verdarb. Divergierende Schreibungen galten damals nicht als Fehler, da es noch keine allgemein verbindlichen Rechtschreibregeln gab. Wann diese entstanden, ist in der sprachhistorischen Forschung bereits Gegenstand zahlreicher Studien geworden. Wie man diese Regeln am besten im Rechtschreibunterricht vermittelt, kann man in dutzenden von didaktischen Werken aus drei Jahrhunderten nachlesen. Wann und aus welchen Gründen aber unwillkürliche Abweichungen von diesen Normen eine derart hohe Bedeutsamkeit in der deutschen Gesellschaft erlangt haben, ist eine Frage, die sich Gesellschaft, Schule und Forschung noch nicht einmal gestellt haben. Wenn ich in Bibliothekskatalogen nach Sekundärliteratur stöbere, gehe ich sowohl die sprach-, als auch die wissenschafts- und schulhistorische und die pädagogische Abteilung durch, nur um festzustellen, dass über den Rechtschreibfehler interdisziplinär nicht geschrieben wird.

Warum aber eigentlich interdisziplinär? Gehört denn das Thema Rechtschreibung etwa nicht ausschließlich ins Reich der Sprachwissenschaft? Rechtschreibung als solche vielleicht ja (obwohl ich da auch meine Zweifel habe). Das Thema Rechtschreibfehler aber bestimmt nicht, sofern wir der Frage nachgehen wollen, was diese Fehler schreibenden und lesenden Menschen bedeuten. Denn es sind bei weitem nicht nur Sprachwissenschaftler, die im Alltag irgendwie mit orthographischen Fehlern konfrontiert werden, d.h. sie machen, finden, korrigieren, bewerten und deuten. Einschlägige Erfahrungen machen auch Lehrkräfte, Verlagsmitarbeiter, Personaler, Verwaltungsbeamte, aber auch Privatpersonen. Wenn wir also wissen möchten, wessen Einstellungen in der Vergangenheit die vorherrschenden Ansichten geprägt haben, müssen wir uns auch und vor allem an die Geschichte der vielen Lebensbereiche wie Schulunterricht, Verlagswesen, Personalselektion in der Wirtschaft, beim Militär und im öffentlichen Dienst u.a.m. wenden.

So einfach und plausibel diese These mir erschien, so schwierig es war und ist, andere davon zu überzeugen. Wenn ich jemand über mein Thema erzählte, lautete die Antwort normalerweise: „Sie sind also Linguist?" oder „Sie machen also Schulgeschichte?" Ich brauchte dann zehn bis fünfzehn Minuten, um mein Gegenüber zu überzeugen, dass es sich weder um ein

rein linguistisches noch um ein rein schulgeschichtliches, sondern vielmehr um ein interdisziplinäres, also auch kultur- und gesellschaftshistorisches Thema handelt.

Die soziokulturelle Relevanz des fehlerhaften Schreibens ist kein universales und zeitloses Phänomen, sondern ein historisch gewordenes und in bestimmten kulturellen Kontexten verwurzeltes. Da es in verschiedenen Kulturen jeweils eine nachverfolgbare Evolution durchmacht, kann und muss diese mit den Methoden der Geschichtswissenschaft erforscht werden. Das ist jedenfalls meine Überzeugung, die jedoch mit dem traditionell disziplinär geprägten akademischen Modell nicht ohne weiteres kompatibel ist. Deshalb bin ich bei meinen Versuchen, ein Forschungsstipendium in Deutschland bzw. Österreich zu bekommen, zweimal daran gescheitert, dass bei so einer Problemstellung kein Lehrstuhl und kein Professor sich als Gastgeber anbot, da keiner sich für kompetent bzw. „zuständig" hielt.

Es ergab sich eine auf den ersten Blick paradoxe Situation: Ein interdisziplinäres Forschungsvorhaben, dessen Umsetzung, wie man annehmen sollte, auf Zusammenwirken mehrerer Fachleute oder Stellen aus verschiedenen Fachrichtungen angewiesen wäre, konnte praktisch nur im Alleingang vorangebracht werden, indem ich stellvertretend für die Repräsentanten der anderen Disziplienen fungierte. Dass die Qualität der Studie darunter leiden muss, liegt auf der Hand. Meine Studie wird verbesserungsfähig sein, jedoch nur wenn bzw. nachdem ich sie irgendwann gemeistert habe.

Es handelt sich um ein großes Projekt, dass bereits seit mehreren Jahren läuft und wohl noch etliche Jahre in Anspruch nehmen wird. Einschlägige Sekundärliteratur aus mehreren Fachbereichen ist bereits durchgearbeitet oder zumindest gesichtet, aus manchen dagegen erst anvisiert. Quellen wie Lokalpresse, Handschriften, Briefe, Prüfungsarbeiten, Schüleraufsätze, Diktate u.a.m. hatte ich in den Jahren 2001 bis 2005 aus Bibliotheken bzw. Archiven von Köln, Stuttgart, Göttingen, Halle/Saale und Augsburg stichprobenweise genommen und ausgewertet. Einige Veröffentlichungen sind daraus hervorgegangen. Dank des Forschungsstipendiums der Andrea von Braun Stiftung konnten nun 2010–2011 die Archiv- und Bibliotheksrecherchen in Berlin (wo im Geheimen Staatsarchiv normative Quellen aus der Zeit nach der Reichsgründung liegen), Essen, Düsseldorf, Münster, Kiel, Wien, Marbach, Weierhof und Geldern durchgeführt werden, die bis dahin nicht in Angriff genommen werden konnten, da wie oben schon erwähnt keine Gastgeberinstitution und somit kein Stipendium zu finden war.

Ein interessantes Problem zeichnete sich ab im Zusammenhang mit dem in der Studie verwendeten sozialkonstruktivistischen Ansatz. Dieser trifft nämlich in Russland nicht immer auf Akzeptanz oder gar Verständnis. In Deutschland hat er sich zwar prinzipiell schon länger eingebürgert, doch habe ich die Erfahrung gemacht, dass gerade in Bezug auf die deut-

sche Orthographie und Rechtschreibfehler die Bereitschaft, ihn gelten zu lassen, bei manchen Deutschen überraschend gering ist. Anscheinend erweckt eine (zugegebenermaßen kritische) sozialkonstruktivistische historische Auseinandersetzung mit den Rechtschreibnormen selbst bei Wissenschaftlern mitunter den Verdacht, ich wolle, zumal als Fachfremder, diese Normen anzweifeln und sie etwa für unbegründet oder gar entbehrlich erklären, was offenbar als eine über den Rahmen einer wissenschaftlichen Studie hinausgehende Bedrohung wahrgenommen wird. Es erschien also nicht selbstverständlich, sondern musste extra betont werden, dass ich, ohne die orthografischen Normen für heilig zu halten, die deutsche Rechtschreibung respektiere und nicht gegen sie ankämpfen, sondern lediglich ihre Geschichte – oder, genauer gesagt, die Geschichte der Gesellschaft, in der sie existiert und funktioniert – anders erforschen möchte.

Was hat es mit diesem Argwohn auf sich? Wenn ich früher Studien zur Geschichte der deutschen Stadtverwaltung betrieb, waren die Reaktionen in Deutschland wesentlich gelassener. Das Wort Rechtschreibfehler scheint viele aufhorchen zu lassen. In der Diskussion nach meinem öffentlichen Vortrag in Potsdam beispielsweise zeigte sich, dass für einen Teil der Anwesenden das Thema sehr emotionsbeladen war. An meine Ausführungen darüber, dass und wie die gesellschaftliche Relevanz der orthographischen Korrektheit sozial konstruiert sei und dass die Ära der Einheitlichkeit und Strenge zu Ende gehe, knüpfte ich die Frage an die Zuhörer an, ob sie die sich abzeichnende Liberalisierung als eine Befreiung oder eher als eine Gefahr wahrnehmen. In den letzten Jahren setzten nämlich wichtige Entwicklungen ein, welche die gesamte Geschichte des Rechtschreibfehlers in ein neues Licht rücken. Ich denke dabei vor allen Dingen an die letzte deutsche Rechtschreibreform, die gerade in puncto Fehler für große Verunsicherung gesorgt hat, indem vieles ehemals „Falsche“ nun „korrekt“ wurde und umgekehrt, aber nicht überall und nicht sofort. Ich denke ferner an die durch das Internet bedingte neue Situation im Bereich von Produktion und Veröffentlichung schriftlicher Texte. Die neue Generation der Autoren publiziert ihre Werke selbständig und weltweit per Internet, ohne dass jemand sie unbedingt auf Rechtschreibung kontrolliert. Dadurch wird eine völlig neue Welt erschaffen, in der die Gesetze der „Gutenberg-Galaxis“ nicht mehr selbstverständlich sind. Es wird also Zeit, dass wir uns die Frage stellen, ob der Rechtschreibfehler, wie ihn die Bevölkerung dieser Galaxis konstruiert hat, nicht mit dem Ende des Buchzeitalters ausstirbt? Man muss diese Frage nicht sofort mit ja oder nein beantworten, aber ihr nachgehen. Ich nahm meinen Auftritt vor einem beruflich gemischten Publikum zum Anlass, Meinungen von Deutschen zu erfragen. Die Antworten mancher Diskussionsteilnehmer haben mich überrascht und mir zu denken gegeben, denn manche sagten mir mit Nachdruck, die deutsche Orthographie sei eigentlich im Ganzen eine sehr gute und in der Sprache verwurzelte, als hätte ich die deutsche Orthographie angegriffen

oder für die Liberalisierung plädiert. Andere dagegen erzählten aus der Praxis, wie schlecht bzw. gut es heutzutage um die Rechtschreibung bestellt sei, wie wichtig bzw. – etwa nach ihrem Ausscheiden aus dem Dienst – nicht mehr so wichtig das orthographisch korrekte Schreiben für sie wäre oder wie die Kinder unter dem Zwang dazu leiden, als ginge es darum, ob die Orthographie grundsätzlich als etwas Gutes zu bejahen und zu behalten oder als etwas Schlechtes abzuschaffen wäre. Während die einen Diskutierenden meinen vermeintlichen Angriff auf die deutsche Orthographie abzuwehren suchten, gingen andere bald von der Besprechung der wie auch immer verstandenen Thesen meines Vortrags zur Auseinandersetzung miteinander über. Man meldete sich mehrfach zum Wort, man gestikulierte und wurde teilweise ziemlich laut. Die Debatte im Saal wurde nach einer guten Stunde abgebrochen, da sie den vorgesehenen zeitlichen Rahmen der Veranstaltung zu sprengen begann. Von der großen Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit zum Thema zeugten auch die drei Radiointerviews, die im Umfeld des Vortrags stattfanden, sowie kritische Äußerungen im Internet, die nicht einmal den Referenten selbst, sondern seine Ankündigung zum Anlass genommen hatten, um gegen seine vermeintlich antiorthographische These zu argumentieren. Kurzum, es stellte sich heraus, dass ich mit meiner Studie nicht nur Geschichte betreibe, sondern ungewollt mitten in eine gegenwartsnahe öffentliche Auseinandersetzung gerate, bei der es um mehr geht. Aus meinen Quellen weiß ich, dass diese Auseinandersetzung mit teilweise gleich bleibenden Frontlinien und Argumenten auch schon im 19. Jh. viele Deutsche beschäftigte.

Nun es mag sein, dass zumindest ein Teil der emotionalen Schärfe, die ich bei der potsdamer Diskussion im Januar 2012 beobachtete, wiederum mit dem historischen Kontext zu erklären ist. Beim Wort Rechtschreibung mussten viele vor allem an die letzte Rechtschreibreform denken, die sie direkt oder indirekt (etwa als Eltern schulpflichtiger Kinder) betroffen hat. Hätte ich also meinen Vortrag in einer Zeit gehalten, da keine Reform der deutschen Orthographie anstand bzw. im Gange war, würden vielleicht auch die Reaktionen teilweise anders ausgefallen sein. Aber nur teilweise, denn jenseits der hitzigen Debatten um Vor- und Nachteile der jeweils „neuen“ Rechtschreibung bleibt überhaupt das, was mit orthographischer Kompetenz zu tun hat, seit über hundert Jahren für viele Deutsche offensichtlich ein „heißes“ Thema. Das fällt besonders einem Außenstehenden auf: Kollegen aus Russland und aus den USA, die bei der Veranstaltung in Potsdam zugegen waren, wunderten sich ebenso wie ich über die hohe Besucherzahl und die emotionale Intensität der einstündigen Diskussion. Sie teilten auch meine Beobachtung, dass es bei der Besprechung des Vortrags nicht nur, ja sogar weniger um den präsentierten Text selbst, sondern vielmehr um die durch ihn wachgerufenen oder freigesetzten Gefühle der Zuhörer ging. Bei diesen Gefühlen handelte es sich großenteils um solche, die einen traumatischen Hintergrund zumindest vermu-

ten lassen, nämlich Entrüstung, Angst und Ressentiment: Wörter (ich zitiere aus dem Gedächtnis) wie „schrecklich", „das Schlimmste", „furchtbar", „Gefahr", „die armen Kinder" u.dgl.m. waren zu hören, und zwar teilweise mit einer Lautstärke, die angesichts der zur Verfügung stehenden Mikrophone offenbar nicht technisch, sondern gefühlsmäßig bedingt war. Steckt hinter dieser erhöhten negativen Emotionsbeladenheit tatsächlich ein psychisches Trauma? Auf diese Frage kann ich keine evidenzbasierte Antwort geben. Sie muss aber zumindest gestellt werden.

Die Erfahrung, die ich aus der Veranstaltung mitnahm, spricht jedenfalls dafür, dass meine Studie um eine weitere disziplinäre Dimension, nämlich eine entwicklungspsychologische, erweitert werden sollte. Denn nur ein Entwicklungspsychologe oder ein Lerntherapeut könnte die Richtigkeit meiner Vermutung empirisch überprüfen, dass nicht nur eine schlechte Note in Deutsch (wie in jedem anderen Fach auch) ein traumatisierendes Erlebnis für ein Kind werden kann, sondern auch der Schulunterricht (besonders in Verbindung mit den Reaktionen im Elternhause) als setting insgesamt. Ich kann da nur Folgendes bemerken: Bekanntlich hat die deutsche Schule (wie die russische übrigens auch) neben einer wissensvermittelnden auch eine erzieherische Funktion. Heute wie vor zweihundert Jahren verschmelzen Unterricht und Erziehung weitgehend miteinander. Die heutigen Fünfzig- bis Siebzigjährigen (zu der Altersgruppe gehörten 90% meiner Gesprächspartner) sind in einer Zeit erzogen worden und zur Schule gegangen, als die Atmosphäre in den deutschen Familien und Schulen noch wesentlich weniger kinderfreundlich und liberal war, als sie in den Jahrzehnten nach 1970 geworden ist. In den Nachkriegsdezennien sollten zwar die Schüler bereits zu „Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Mündigkeit" erzogen werden, in der Praxis jedoch dominierte noch häufig Erziehung zum Gehorsam, auch wenn dies nicht mehr, wie im Kaiserreich, offen deklariert wurde. Die Vorstellungen vieler Erziehenden spiegelten z.B. die Leserzuschriften im Familienmagazin „Tribüne der Zeit", das seit Mitte der 1950-er Jahre erschien: „Wenn man einmal darüber nachdenkt, welchen Sinn Erziehungsmaßnahmen haben, dann kommt man doch zu folgendem Ergebnis: Der zu Erziehende soll nachdrücklich über die Gefährlichkeit, das Verbotene usw. einer Handlung belehrt werden. Diese Belehrung soll so eindringlich sein, daß sie eine lange Zeit wirkt und nicht wiederholt werden braucht. Will das Kind eine „verbotene Handlung" begehen, so soll sofort das Erinnerungsbild auftauchen, so daß eine beabsichtigte Handlung unterbleibt." Verbote und spürbare, unter Umständen auch körperliche, Strafen prägten die Erziehung vieler deutscher Kinder bis in die jüngste Vergangenheit hinein.

Die Rechtschreibung erlernte man im „erziehenden Unterricht", der explizit oder implizit auf denselben Prinzipien beruhte. Ein Rechtschreibfehler stellte eine verbotene Handlung

dar. Nun ist die Gefährlichkeit einer orthographisch falschen Schreibung in den allermeisten Fällen gleich Null. Es geht also nur um die Verletzung der von der autoritativen Instanz gesetzten Norm. Ein Rechtschreibfehler wurde und wird oft als ein Fall des Ungehorsams missverstanden.

Die Art von Gehorsam, mit dem man es bei der Einhaltung von orthografischen Normen (egal ob diese in Form des Gebrauchs oder des Lehrerworts oder der festgeschriebenen Regeln dem Schreibenden gegenübertreten) zu tun hat, scheint zwar in vieler Hinsicht dem „landläufigen" Gehorsam ähnlich, wurde auch lange Zeit so aufgefasst. Bei der Verletzung von diesen Regeln durch Schulkinder aber handelt es sich meistens um keinen bewussten „Ungehorsam": Vielmehr begehen sie die „verbotene Handlung" unwillkürlich, aus Unwissenheit oder Flüchtigkeit, aber auch aus der Unfähigkeit, den ihnen oft unklaren und widersprüchlichen Forderungen vollkommen zu entsprechen. Denn, indem ein Schulkind nachdenkt (und somit gehorsam die von ihm erwartete „Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Mündigkeit" übt), sich gewissenhaft für das etymologische Prinzip entscheidet und „Ältern" statt „Eltern" schreibt, gehorcht es den (im sozialen Sinne) Älteren nicht, die aus einem ihm unbekannten Grund diese und nicht jene Schreibweise für richtig erklärt haben. Es befindet sich also in einer double-bind-Situation: Es weiß, dass es unvermeidlich eine von den Erwachsenen gesetzte Norm verletzt, indem er einer anderen von ihnen gesetzten Norm Gehorsam leistet. Allein dies vermag schon traumatisierend zu wirken. Doch es kommt noch die Reaktion der autoritativen Instanz dazu: Für Rechtschreibfehler wird man bestraft.

Die Eigenart der orthografischen Delinquenz wurde lange Zeit verkannt und die „orthografischen Sünden" wurden als eine Art bzw. eine Folge von moralischen Fehlern angesehen und auch geahndet. Natürlich vermochten weder schlechte Noten mit all ihren Konsequenzen noch andere repressive Maßnahmen, wie z.B. die nach jedem Diktat entsprechend der Fehlerzahl geänderte Sitzordnung, die Rechtschreibfehler auszumerzen, denn sie verfehlten die Ursachen des Falschschreibens. Um so mehr traumatisierten sie viele Kinder.

Nach der letzten Prüfung, die für viele mit dem Schulabschluss, für andere mit dem Staatsexamen bzw. mit der Promotion abgelegt ist, bekommt man als Erwachsener zwar keine schlechten Noten mehr. Die Gefahr, für Rechtschreibfehler richtig spürbar bestraft zu werden, läuft man allenfalls noch, wenn man Bewerbungen schreibt. Die Angst, Fehler zu machen und sich zu blamieren oder gar dafür bestraft zu werden, kann mit dem Alter zwar überwunden, unterdrückt, vielleicht auch verdrängt werden. Das dahinter steckende Trauma jedoch wird bei vielen heute als Fachleute, Akademiker oder Beamte etablierten und erfolgreichen ehemaligen Schulkindern der 40er bis 60er Jahre bemerkbar, wenn sie etwa auf

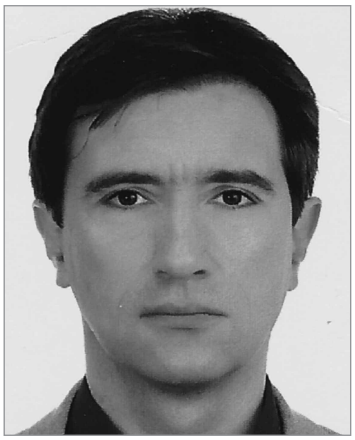
einmal aufschreien: „Wenn mir ein Handwerker einen Brief schickt, in dem er Forderhaus und Hienterhaus schreibt, da hört alles auf!“

Bei Leuten hingegen, die heute unter Fünfzig sind, ruft das Thema Rechtschreibfehler weniger gefühlsbeladene Reaktionen, ja überhaupt weniger Resonanz hervor, da sie als Schulkinder schon in einer weniger repressiven Umgebung schreiben gelernt haben und bei Schwierigkeiten vielfach lerntherapeutische Hilfe statt nur Hohn und Strafen bekommen konnten.

Wie oben schon gesagt, stellen diese Ausführungen nur meinen Versuch dar, eine Erklärung für das beobachtete Phänomen zu finden, ohne das dafür nötige psychologische Fachwissen zu besitzen. Vielleicht findet sich aber unter den Lesern dieser Zeile jemand, der/die diese Problematik fachmännisch angehen kann. Über eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, die sich daraus eventuell ergeben könnte, würde ich mich sehr freuen.

Curriculum Vitae

1971	Geboren am 22. Mai 1971 in Moskau
1988–1993	Studium an der Moskauer Staatlichen Lomonosov-Universität. Diplomarbeit zum Thema „Freie Hansetadt Bremen und ihr Senat in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts“, anhand von Quellen aus dem Bremischen Stadtarchives (Lew-Kopelew-Stipendium, Aufenthalt an der Forschungsstelle Osteuropa bei der Universität Bremen, 1993)
1994–2011	Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für historische und Kulturanthropologie am Institut für allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften
1999	Promotion am Institut für allgemeine Geschichte Moskau mit der Dissertation zum Thema „Beamte in Städten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation im 16.–17. Jh.“ (wissenschaftlicher Betreuer Prof. Dr. A. Gurjewitsch), als Buch erschienen auf russisch 2000 und auf deutsch 2004
Seit 2005	Mitglied des Redaktionskollegiums des Almanachs „Odysseus. Der Mensch in der Geschichte“
Seit 2011	Dozent der Historischen Fakultät der Nationalen Forschungsuniversität Higher School of Economics Moskau und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geschichte und Theorie der Geisteswissenschaften an der HSE
	Forschungsaufenthalte
1995–1996	In den Archiven und Bibliotheken Deutschlands
1996–1997	Österreich (Stipendium des Österreichischen akademischen Austauschdienstes)
1997–1998	Deutschland (Stipendium des Instituts für europäische Kulturgeschichte Augsburg)
2001	Deutschland (Stipendium des Instituts für europäische Geschichte Mainz)
2002	Halle (Stipendium der Franckeschen Stiftungen)
2004 –2005	Göttingen (Stipendien des Instituts für Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft)
2010–2011	In einer Reihe von Stadt- und Landesarchiven Deutschlands, Luxemburgs und Österreichs (Stipendium der Andrea von Braun Stiftung)



Dr. Kirill Levinson

Das Landesinstitut für Schulentwicklung (LS) führt im Auftrag der Andrea von Braun Stiftung das Leseförderprojekt „Horizonte erweitern“ seit dem Schuljahr 2006/07 durch. Das Projekt geht zurück auf eine Idee und Initiative von Herrn Studiendirektor Stephan Gora, der am Parler Gymnasium in Schwäbisch Gmünd das gleichnamige Projekt im Schuljahr 2005/06 erstmals durchgeführt hat. „Horizonte erweitern“ wurde von Herrn Gora im Wesentlichen so angelegt, dass die Schüler/innen über die fünf Ferienabschnitte während des Schuljahres fünf Sachbücher lesen, die jeweils unmittelbar nach den Ferien in Moderationsrunden besprochen werden.

Ausgehend von der Grundkonzeption wurde „Horizonte erweitern“ in Abstimmung mit Herrn Gora geringfügig modifiziert, um das Projekt für alle Schularten zu öffnen. Die Empfehlungen für die Sachbücher wurden schulartspezifisch angepasst. Eine Klausur am Ende des Schuljahres ist nicht zwingend und steht im pädagogischen Ermessen der Projektleiter/innen in den Schulen vor Ort.

Horizonte erweitern

Ein interdisziplinäres Leseförderprojekt

Autor: *Marina Kirchmayer, Dr. Ulrike Philipps* / Projekt: *Horizonte erweitern. Ein interdisziplinäres Leseförderprojekt in Zusammenarbeit mit dem Landesinstitut für Schulentwicklung Baden Württemberg* / Art des Projektes: *Leseförderung*

1. Grundkonzeption



Fünf Ferienabschnitte, fünf Sachbücher, das ist die Formel, mit der sich „Horizonte erweitern“ in Kurzform beschreiben lässt. Die Schülerinnen und Schüler lesen in jedem der Ferienabschnitte ein Sachbuch, das nach den Ferien in Moderationsrunden besprochen wird. Soweit das Konzept von Herrn Gora.

Die Grundkonzeption von „Horizonte erweitern“ wurde in Abstimmung mit Herrn Stephan Gora, dem geistigen Vater von „Horizonte erweitern“, geringfügig modifiziert, um das Projekt für alle Schularten zu öffnen. Die Veränderung vollzog sich dahin gehend, dass die Titel, die zu einem Thema gelesen wurden, immer zum Thema des Sachunterrichts passten und damit stärker Eingang in den Unterricht fanden. Die Moderationsrunden nach den Ferien wurden durch andere unterrichtliche Aktivitäten ersetzt. (Mehr dazu unter dem Abschnitt Erfolgsfaktoren.)

2. Projektverlauf

Während der Laufzeit des Projektes fand eine weitere Verlagerung der Intention statt: Während Herr Gora die Leseförderung nicht im Vordergrund sah und sein Anliegen darin bestand, die Schülerinnen und Schüler an neue Inhalte heranzuführen, wurde „Horizonte erweitern“ von den Kolleginnen und Kollegen zunehmend als Leseförderprojekt genutzt, um Lesemotivation und Lesekompetenz zu fördern. Die Verschiebung der im Projekt vertretenen Schularten spiegelt dies wieder.

Beteiligte Schularten

Während im Schuljahr 2006/07 die Gymnasien noch gemeinsam mit den Realschulen am zweitstärksten vertreten waren, sind sie im Schuljahr 2007/08 gar nicht mehr dabei (siehe Abb.1).

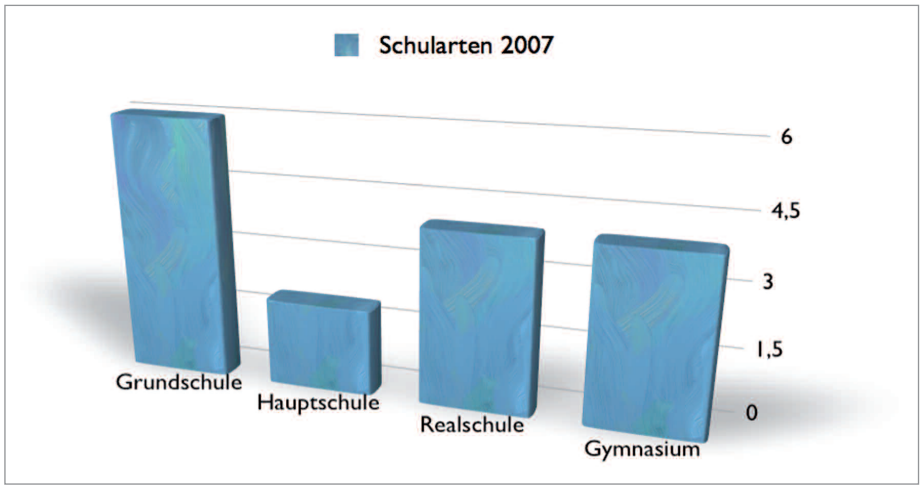


Abbildung 1: Schularten im Projekt – Stand Juli 2007

Bemerkenswert ist, dass im Schuljahr 2007/08 eine neue Schulart mit in das Projekt hinzugekommen ist: Die Förderschule. Die Anzahl der Grundschulen und der Realschulen ist gleich geblieben.

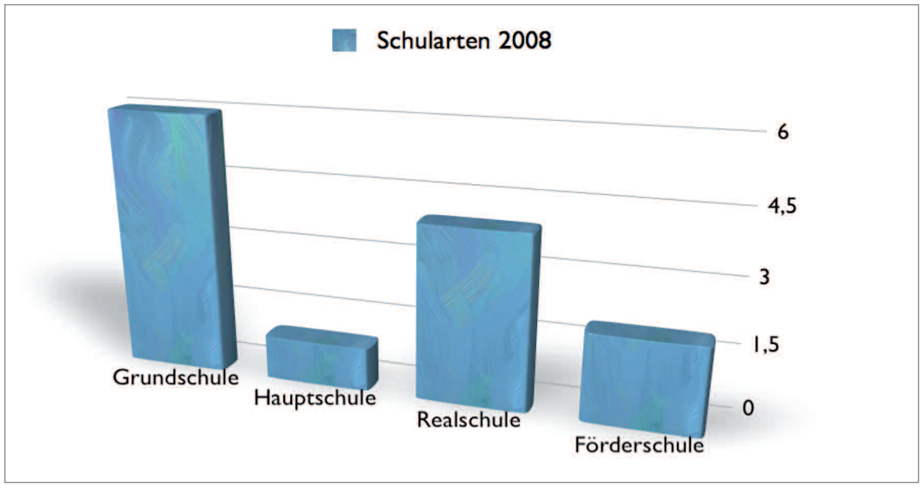


Abbildung 2: Schularten im Projekt – Stand Juli 2008

Es stellte sich heraus, dass besonders die Grundschulen die Leseförderung als ihre Aufgabe betrachteten. So waren die Grundschulen im Projekt auch am stärksten vertreten (siehe Abb. 1 und 2).

3. Lesemotivation

Alle Projektleiter gaben an, dass die Lesemotivation bei den teilnehmenden Schülerinnen und Schülern während der Durchführung des Projektes anstieg. Lediglich zwei Realschulen stellten in ihrer Projektevaluation fest, dass die Lesemotivation bei den Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund gleich blieb, während sie bei den Jungen während des Projektes stieg. Es bleibt festzustellen, ob dieses an der Auswahl der gewählten Titel liegt. Auch die Lesekompetenz stieg bei den meisten Schülerinnen und Schülern an.

Einige Projektschulen arbeiteten mit dem Antolin-Programm. Dabei stellte sich an einer der Grundschulen heraus, dass die Jungen, die zu Beginn des Projektes in allen Bereichen des Lesens sehr viel schlechter abschnitten als die Mädchen, diese im Laufe der Zeit überholten und am Ende des Projektes höhere Werte bei der Lesemotivation und Lesekompetenz erzielten als die Mädchen.

4. Erfolgsfaktoren

Dem Projektbericht 2008 ist zu entnehmen, dass „Horizonte erweitern" besonders erfolgreich ist, wenn *die Bücher in den Unterricht integriert* werden und im engen Zusammenhang mit dem Unterrichtsstoff stehen.

Kolleginnen und Kollegen sind gefordert, passende Titel für ihre Gruppe – auch unter dem Aspekt der Differenzierung – auszuwählen. Die Projektschulen berichteten, dass sie bei dieser Aufgabe von den *örtlichen Stadtbibliotheken* unterstützt wurden, wenn sie diese um Hilfe baten.

Der *fächerübergreifende Ansatz* von „Horizonte erweitern" erweist sich als Erfolgsstrategie: Lesen von sinnvollen Inhalten, mit denen im Unterricht später gearbeitet wird, ist nicht nur Leseförderung, sondern auch eine Bereicherung für das Sachfach. Eine Projektleiterin stellte in ihrer Abschlussevaluation fest, dass „die Begleitung eines Unterrichtsstoffes durch Bücher, die auf spannende Art und Weise wichtige sachliche Inhalte transportieren, den Kindern den Zugang zu wesentlichen Tatsachen erleichtern und die Merkfähigkeit fördern."

Weiterhin stellte sich bei der Abschlussevaluation heraus, dass die Kinder im Laufe des Projektes eher zum Buch als Nachschlagmöglichkeit griffen und danach erst ergänzend und

gezielt im Internet suchten. Damit konnte ein wesentlicher Beitrag zur *Medienkompetenz* erzielt werden.

Als weitere Erfolgsstrategie hat sich die *Einbindung der Eltern* erwiesen. Diese Erfahrung machte vor allem eine der Realschulen: Während die Eltern dem Projekt zunächst recht zögerlich begegneten, wurden sie schnell von ihren eigenen Kindern, deren Leselust ständig zunahm, überzeugt. Die Haltung der Elternschaft gegenüber dem Projekt wandelte sich ins Positive: Eltern begleiteten das Projekt in vielfältiger Weise: als Lesepaten oder als kompetente Helfer bei der Anfertigung von Exponaten für die Ausstellung „Abenteuer Lesen" (Rathaus Stuttgart, März 2008) zu den diversen Titeln.



Abbildung 3: Ausstellung „Abenteuer Lesen" (Rathaus Stuttgart, März 2008)

Weitere Erfolgsfaktoren waren *Präsentationsmöglichkeiten* wie die Buchvorstellung der Jungen der GHWRS Baindt auf der Didacta und bei der Ausstellung „Abenteuer Lesen" im Stuttgarter Rathaus.

Als Erfolgsfaktor erwies sich außerdem die Arbeit mit dem *Antolin Programm*. Besonders bei den Jungen einer der Grundschulen löste die Arbeit mit dem Antolin Programm ein Wetteifern aus, das sich positiv auf die Anzahl der gelesenen Bücher auswirkte.

Mehrere Projektleiter berichteten, dass es von großer Bedeutung war, den Kindern *neue, eigene Bücher* in die Hand zu geben, denn es war für einige Kinder das erste Mal, dass sie ein neues Buch besitzen durften.

Das Landesinstitut für Schulentwicklung unterstützt die Projektschulen mit einer *Handreichung* (D112 „Horizonte erweitern", Stuttgart 2008), in der die Bücherlisten der Projektschulen mit Kurzrezensionen veröffentlicht sind.

5. Probleme bei der Durchführung

An einigen Schulen, die die Schülerinnen und Schüler nicht bei der Auswahl der Titel im Vorfeld beteiligt hatten, lehnten die Schülerinnen und Schüler den ein oder anderen vorgeschlagenen Titel ab. Die Projektleiter berichteten, dass die Schülerinnen und Schüler wieder zu motivieren waren, wenn man auf sie einging und mit ihnen gemeinsam einen Ersatztitel aussuchte.

Von den Projektleiterinnen und Projektleitern kam der Wunsch nach einer Erhebung „Welcher Titel hat dir am besten gefallen?" Auf Grundlage dieser Ergebnisse sollte eine altersbezogene „Bücherhitliste" erstellt werden. Diesem Wunsch konnte das Landesinstitut bisher nicht entsprechen, da alle Schulen ihre Titel eigenständig wählten, Doppelungen von Titeln zufällig waren und die jeweils zu behandelnden Sachthemen die Titelauswahl maßgeblich beeinflussten.

An einer Realschule kam es bei der ersten Durchführung zu mehreren Abbrüchen. Obwohl die Schülerinnen und Schüler durch den Lesetest an dieser Schule, der jeweils nach den Ferien zum „Horizonte-Buch" für die Projektteilnehmer angesetzt war, ihre Deutschnote verbessern konnten, reichte dieser Anreiz nicht aus.

Bei den Gymnasien erwies sich die Durchführung von „Horizonte erweitern" in der Kursstufe (so wie in der Urform angedacht) aus zeitlichen Gründen als sehr problematisch: Die Schülerinnen und Schüler waren durch die Abiturvorbereitung und ihren ohnehin vollen Stundenplan derart belastet, dass es kaum möglich war, gemeinsame Termine für die Moderationsrunden zu finden. Eines der Gymnasien hat auf diese Schwierigkeiten reagiert, indem es die Leseförderung komplett in die Unterstufe verlegt hat. Obwohl auch die Rückmeldung eines anderen Gymnasiums zeigte, dass Termine für die Moderationsrunden nur mit Mühe zu finden waren, hat der Projektleiter bestätigt, dass „Horizonte erweitern" ein wichtiges und wertvolles Projekt für die Kursstufe ist, da sich die Diskussionskultur während des Projektes verbesserte und die Teilnehmer sehr engagiert bei der Sache waren.

6. Fazit

Die erfolgreiche Durchführung von „Horizonte erweitern“ steht und fällt mit der Auswahl der Titel. Diese sollten möglichst in engem Bezug zum Sachunterricht stehen: „Horizonte erweitern“ hat sich als besonders erfolgreich erwiesen, wenn die Inhalte der gelesenen Bücher in den Unterricht integriert wurden. Des Weiteren sollten Präsentationsmöglichkeiten für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Projekt geschaffen und fest eingeplant werden.



Curriculum Vitae

1952	Geboren am 09. Mai in Düsseldorf, Marina Dietzel
1972	Abitur am Städt. Luisengymnasium in Düsseldorf
1972–1975	Studium für das Lehramt an Grund-und Hauptschulen an der Pädagogischen Hochschule in Neuß – Abschluss 1. Staatsprüfung
1975–1977	Vorbereitungsdienst – Abschluss 2. Staatsprüfung
1977–1980	Tätigkeit als Hauptschullehrerin in Nordrhein-Westfalen
1979	Heirat – Namensänderung: Marina Kirchmayer
1980	Geburt meines Sohnes
1980–1982	Beurlaubung
1982–1984	Tätigkeit als Hauptschullehrerin in Nordrhein-Westfalen
1984–1989	Wohnort Kapstadt/Südafrika – Tätigkeit an der Deutschen Schule Kapstadt
1989	Rückkehr nach Deutschland
1989–2006	Tätigkeit als Grundschullehrerin in Stuttgart – weitere Aufgaben: Mentorin Ausbildungslehrerin für die PH-Ludwigsburg Lehrbeauftragte für das Seminar Sindelfingen Schulbuchbegutachtung am Landesinstitut
2006–2008	Abordnung an das Landesinstitut für Schulentwicklung – Aufgaben: Schulbuchbegutachtung (Grundschulenglisch) Projektmanagement Pädagogische Zentralbibliothek
Seit 2008	Tätigkeit als Grundschullehrerin in Stuttgart – Mitarbeit im Arbeitskreis Lesen am Landesinstitut für Schulentwicklung



Marina Kirchmayer

Curriculum Vitae

1964	Geboren 5. September in Karlsruhe
	Wissenschaftlich-akademische Laufbahn
2012	Bestellung zur Leiterin des Referats Elementar- und Primarbereich – Tageseinrichtungen für Kinder und Grundschulen am Landesinstitut für Schulentwicklung
2008	Bestellung zur stellvertretenden Leiterin im Referat Elementar- und Primarbereich
2004–2008	Abordnung an das Landesinstitut für Schulentwicklung, Fachbereich Bildungsplanarbeit
2004	Promotion, PH Schwäbisch Gmünd; Dissertation: Evaluation gesundheitsfördernder Maßnahmen bezüglich des Ernährungsverhaltens von Grundschulkindern
2000–2003	Wissenschaftliche Mitarbeiterin, PH Schwäbisch Gmünd, Leitung des Teilprojektes „Richtiges Ernährungsverhalten erlernen“
1998–2000	Konrektorin, Herbert-Hoover-Schule (Grund- und Hauptschule mit Werkrealschule in Stuttgart/Freiberg)
1999	Bestellung zur Ausbildungslehrerin und Fachberaterin
1996–1998	Lehrbeauftragte, PH Ludwigsburg
1993–1998	Lehrerin, Falkertschule (Grund- und Hauptschule mit Ganztagesschule in Stuttgart)
	Ausbildung
1998–2000	Promotionsaufbaustudium, PH Karlsruhe
1992–1993	Vorbereitungsdienst, Staatliches Seminar für schulpraktische Ausbildung Meckenbeuren, Abschluss: Zweite Staatsprüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen
1985–1991	Studium, PH Karlsruhe, Abschluss: Erste Staatsprüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen
	Wissenschaftlicher Beirat
seit 1998	Tätigkeit als wissenschaftlicher Beirat des Landesinstituts für Schulentwicklung in der Kommission zur Auswahl und Gestaltung der Meisterwerke der Kunst mit jährlichen Veröffentlichungen



Dr. Ulrike Philipps

Publikationen (Auswahl)

Meisterwerke für die Grundschule, Anregungen für den Grundschulunterricht, Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag	2013
Lesen verbindet! – Zur Kooperation von Schule und Bibliothek. In: Bibliothek entdecken! Bibliotheksführungen für die Schule. Stadtbibliothek Villingen-Schwenningen, Neckar-Verlag, S. 6f	2012
Grundlagen individueller Förderung von Lesekompetenz. In: Förderung gestalten. Kinder und Jugendliche mit besonderem Förderbedarf und Behinderungen. Modul A: Förderung an Schulen. Stuttgart: Landesinstitut für Schulentwicklung (Hg.), S. 56ff	2011
Diagnostik und individuelle Förderung – Von der Überprüfung der Lesekompetenz bis zur Planung von Fördermaßnahmen. In: Abenteuer Lesen 11-2010, S. 4ff	2010

Vornehmlich am Beispiel des *Baedekers* wird die Geschichte des Reisehandbuchs von den Anfängen um 1830 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs erzählt. Reisehandbücher, so die zugrundeliegende These, sind nicht nur populäre Medien und Gebrauchsliteratur, sondern in erster Linie *Sehhilfen*. Sie erleichtern das Auffinden von Sehenswürdigkeiten und sorgen dafür, dass der Reisende die „richtigen" Dinge auch „richtig" sieht. Die Welt, die durch ein Reisehandbuch betrachtet wird, ist eine andere Welt.

Das Reisehandbuch wird hier nicht als „Literatur" betrachtet, nicht als Behälter für Kulturdarstellungen oder Stereotype und nicht als die Fortsetzung älterer Reisehilfen. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die Geschichte eines Mediums nur dann plausibel dargelegt werden kann, wenn die vielschichtigen Aspekte beleuchtet werden, die seinen Erfolg bedingen und tragen. Das können soziale oder politische Umstände sein, aber auch technische Errungenschaften, andere Medien und die Menschen, die Medien im allgemeinen und das Reisehandbuch im besonderen benutzen. Somit rollt die Studie die Daten- und Faktengeschichte des Reiseführers neu auf, um sie innerhalb eines breiten kultur- und technikhistorischen Kontexts zu verorten.

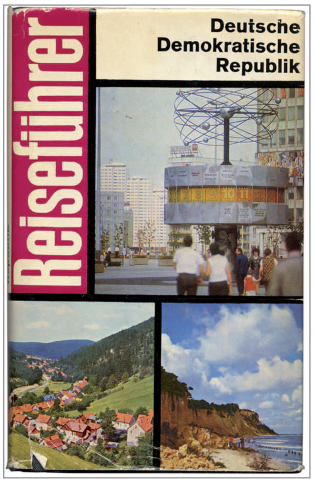
Die Welt des Baedeker

Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945

Autorin: *Dr. Susanne Müller* / Projekt: *Die Welt des Baedeker. Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945* / Art des Projektes: *Publikation der Dissertation*

Über „richtige“ und „falsche“ Reiseführer

Reiseführer sind Reisemedien. In aller Regel bewegt man sich mit Ihrer Hilfe im Raum. Reiseführer können aber auch Zeitmaschinen sein. Schon mit einem zehn oder fünfzehn Jahre alten Reisehandbuch lassen sich Ausflüge in die Vergangenheit unternehmen. Auf eine solche Zeitreise hatte ich es abgesehen, als ich im Jahr 2005 ohne jede Forschungsabsicht in die Stadt meiner Kindheit „reisen“ wollte. Es handelt sich um das Berlin der siebziger und achtziger Jahre, das nur noch in meiner Erinnerung oder eben in medialen Darstellungen existiert. Es schien mir, als hätte ich mit einem alten Reiseführer genau das richtige Mittel gefunden.



Allerdings endete meine Reise in die Hauptstadt der DDR mit einer Enttäuschung. Ich hatte das Gefühl, alles in diesem Buch sei falsch. Die dort abgebildete Stadt hatte nichts mit meiner Erinnerung zu tun. Eine Diskrepanz, die mich zum Nachdenken gebracht hat, denn sie ist ja kein Missverhältnis zwischen der Wirklichkeit und ihrer Repräsentation, sondern zwischen zwei Repräsentationen.

Reiseführer Deutsche Demokratische Republik. Leipzig: Brockhaus-Verlag (1973).

Tatsächlich haben die modernen Touristen mit dem Reisehandbuch eine völlig neue Qualität der Enttäuschung kennengelernt. Als Tourist ist man auf merkwürdige Weise nicht in der Lage, Distanz zum Reisemedium einzunehmen. Nicht umsonst wurden die klassischen Reiseführer aus dem *Baedeker-Verlag* auch „Reisebibeln“ genannt. Ihr Anspruch war der, die absolute Wahrheit zu enthalten. Nichts anderes erwarten bis zum heutigen Tag die Reisenden.

So wurde nach und nach aus einer eher privaten Angelegenheit ein Forschungsprojekt. Ich war neugierig geworden auf den Gegenstand, war erstaunt, dass die ersten *Baedeker* schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden waren und fragte mich, ob das Gerücht stimmt, dass Karl Baedeker seine Reiseführer verfasst hat, indem er alle Reiseziele persönlich abgelaufen ist. Mich interessierte, wie aus Landschaften, Städten, Gebäuden und Kulturen Sehenswürdigkeiten werden und was passieren muss, damit etwas nicht mehr „sehenswert“ ist. Zudem wollte ich wissen, warum Reiseführer überhaupt entstanden sind. Fakt ist, dass Medien nicht einfach vom Himmel fallen. Bevor sie das tun, liegen sie sprichwörtlich in der Luft. Die Zeit muss Reif für sie sein, eine Vielzahl von Umständen muss gegeben sein, damit ein Medium Erfolg hat. Diese Umstände liegen wohl eher neben dem

als im Reisehandbuch. Ich wollte das Medium in einen Dialog mit seiner Umwelt setzen, es in der Lebenswelt der Menschen verorten, die es benutzen.

Ich begab mich auf Literatursuche und stieß auf eine weitere Besonderheit: Eine Mediengeschichte des Reisehandbuch existierte nicht. Seit beinahe zwei Jahrhunderten gibt es Reiseführer, doch fand ich nur wenig überzeugende Erklärungen, warum das so ist. Es gibt einige Texte zur Geschichte des *Baedeker-Verlags*, eine fundierte Bibliographie zu Baedekers Reisehandbüchern,[1] einige quantitative Inhaltsanalysen[2] sowie wissenschaftliche Aufsätze;[3]

[1] *1979 erscheint erstmals Alex Hinrichsens Bibliografie der Baedeker-Bände, die 1988 um eine Verlagsgeschichte ergänzt und 1991 nochmals erweitert wird. Hinrichsens Arbeit ist ein Meilenstein und für die Erforschung von Baedekers Reisehandbüchern unentbehrlich. In seinem beeindruckenden Faktenreichtum dürfte der Text einen Anfangspunkt in der modernen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Reisehandbuch darstellen. Allerdings geht er über die empirische Faktengeschichte nicht hinaus. Vgl. Alex Hinrichsen: Baedeker's Reisehandbücher: 1832–1990; Bibliographie 1832–1944, Verzeichnis 1948–1990. Verlagsgeschichte, 2. Aufl. Bevern: Hinrichsen (1990). Letzteres gilt auch für die im Jahr 1998 erschienene Verlagsgeschichte aus dem Verlag Karl Baedeker, die allerdings bei weitem nicht so präzise ist wie Hinrichsens Vorarbeit. Vgl. Peter H. Baumgarten u.a.: Ein Name wird zur Weltmarke. Die Geschichte des Verlages. Ostfildern: Karl Baedeker (1998).*

[2] *1988 erscheint eine von Albrecht Steinecke verfasste Studie über den bundesdeutschen Reiseführermarkt, deren Fokus jedoch klar auf Leseranalysen, Angebotsstrukturen und Wachstumsperspektiven liegt. Vgl. Albrecht Steinecke: Der bundesdeutsche Reiseführer-Mark. Leseranalyse – Angebotsstruktur – Wachstumsperspektiven. Studienkreis für Tourismus e.V., Starnberg (1988). Diese Studie blieb in meiner Arbeit ebenso unberücksichtigt wie die empirische Vergleichsstudie der Universität Bochum/Forschungsgruppe Tüschau: Die Darstellung anderer Kulturen: Ermittlung von Stereotypen in deutschen Polen-Reiseführern (der Jahre 1990-1996). Oberhausen: Athena (1998).*

[3] *Vgl. v.a. die Aufsätze von: Karl Schlögel: Karl Baedekers Handbuch für Reisende oder die Konstruktion Mitteleuropas. In: ders.: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München; Wien: Carl Hanser (2003), S. 371–378; Roland Barthes: Der Blaue Führer (1957). In: ders.: Mythen des Alltags. Frankfurt/M.: Suhrkamp (2004), S. 59–63. Edward Mendelson: Baedeker's Universe. In: The Yale Review, 74/3 (Spring 1985): 386–403; Becker, Rolf: Aufbruch in die Moderne im Spiegel der Baedekerschen Reisehandbücher – Am Beispiel des Wuppertals und der Ruhrgebietsstädte Dortmund, Essen und Oberhausen dargestellt. In: Romerike Berge, Heft 4, Jg. 33 (Dez. 1983), S. 1–13; Burkhart Lauterbach: Baedeker und andere Reiseführer. In: Zeitschrift für Volkskunde. Hrsg.: Gottfried Korff u. a. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 85/1989, S. 206–234; ders.: Berlin-Reiseführer heute. Zum Umgang mit Geschichte in einem touristischen Gebrauchsmedium. In: Brigitte Bönisch-Brednich; Rolf W. Brednich; Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen: Volker Schmerse (1991), S. 381–393; ders.: Thesen zur kulturwissenschaftlichen Reiseführer-Forschung. In: Dieter Kramer; Ronald Lutz (Hg.): Reisen und Alltag. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung. Frankfurt/M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (1992), S. 55–69; ders.: „Von den Einwohnern". Alltagsdarstellungen im Spiegel des Reiseführers. In: Zeitschrift für Volkskunde. Hrsg.: Gottfried Korff u. a. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 88/1992, S. 49–66.*

Monografien sind eine Rarität.[4] Somit kann von einem Forschungsstand zum Reisehandbuch nicht die Rede sein, zumal die vorhandene Literatur einigen Einschränkungen unterliegt.

So untersuchen viele Studien zu touristischen Medien „Strategien der Darstellung von Fremdheit, von Arbeit, Alltag oder Armut. Häufig werden dabei „Merkmale des guten Reiseführers" gesammelt und die fehlerhafte, unvollständige oder oberflächliche Darstellung der Realität in den gängigen Büchern kritisiert. Diese oft berechtigte, nicht selten aber auch besserwisserische Kritik vernachlässigt meist den nichtwissenschaftlichen Charakter des touristischen Blicks, der Reiseführer prinzipiell von wissenschaftlichen Texten unterscheidet."[5] Die im Reisehandbuch abgebildete Welt ist die Welt in einem zu einer bestimmten Zeit als objektiv betrachteten Wahrnehmungsmodus. Eine Kritik, die dem vermittelten „falschen" Blick den eigenen „richtigen", aber ebenso subjektiven und selektiven Blick gegenüberstellt, ist hinfällig.

Eine weitere häufig gewählte Annäherung an das Reisehandbuch besteht in der Beschäftigung mit sogenannten historischen Vorläufern. Damit entsteht der Eindruck, die „Vorgeschichte" des Reishandbuchs sei gleichsam und mit allen Konsequenzen seine *Geschichte*. Dabei liegt es auf der Hand, dass Erklärungsmodelle, in denen Altes einfach durch Neues abgelöst wird, nicht viel über die Spezifika eines Mediums verraten. Aus der bloßen Aufeinanderfolge von Ereignissen, so wusste Marshall McLuhan bereits 1964, ergibt sich kein Kausalitätsprinzip. Medien können noch etwas anderes tun, „als sich dem bereits Vorhandenen anzuschließen [...] Daß etwas auf etwas anderes folgt, heißt noch gar nichts. Nichts folgt aus dem Aufeinanderfolgen außer eine Veränderung."[6]

Noch eine weitere, oft gestellte Grundfrage zum Reisehandbuch schien mir für eine Forschungsarbeit über das Reisehandbuch eine eher untergeordnete Rolle zu spielen; nämlich

---

[4] *Vgl. v.a. Irene Kiefer: Reisepublizistik und Ent-Privilegisierung des Reisens im 19. Jahrhundert aufgezeigt am Beispiel des Baedeker. Unveröffentlichte Dissertation. Salzburg (1989, jedoch nicht publiziert); Sabine Gorsemann: Bildungsgut und touristische Gebrauchsanweisung. Produktion, Aufbau und Funktion von Reiseführern. Münster; New York: Waxmann (1995); Ulrike Pretzel: Die Literaturform Reiseführer im 19. und 20. Jahrhundert. Untersuchungen am Beispiel des Rheins. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang (1995). Rudy Koshar: German Travel Cultures. Oxford; New York: Berg (2000) und Cord Pagenstecher: Der bundesdeutsche Tourismus, a.a.O. (2003) tangieren das Thema zumindest.*

[5] *Cord Pagenstecher: Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zu einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben, 1950–1990. Hambur: Kovaā (2003), S. 208.*

[6] *Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle. Understanding Media (1964). Düsseldorf u.a.: ECON (1992), S. 22.*

die, ob es sich um Literatur handelt und, falls ja, um was *für* Literatur es sich handelt. Wenngleich dieser Frage nicht selten die Annahme zugrundliegt, „dass man unterscheiden kann, mehr noch dass man unterscheiden *soll* – zwischen Kunst und Nichtkunst, zwischen High und Low, zwischen Kanonischem und Randständigem – und dass folglich auch nur die Beschäftigung mit der einen, der ‚richtigen' Seite dieser wertenden Differenzierungen die notwendige soziale Legitimation und die materiellen Zuwendungen sichern kann",[7] wird sie auch in jüngeren Arbeiten noch gestellt. Nun haben literarische Typologien ihre Berechtigung, doch bei der Arbeit mit dem Reisehandbuch wäre – wenn überhaupt – eine Typologie hilfreich, die eine Verortung innerhalb anderer Gebrauchstexte vornimmt.[8]

Von der Sperrigkeit eines Gebrauchsgegenstands

Die vorhandenen Forschungsbeiträge zeigen, dass sich das Reisehandbuch, wenn man es im Rahmen einer einzigen Disziplin betrachtet, widerspenstig verhält. Man kommt ihm nicht wirklich nahe. Es ist zwar ein Buch – doch mit dem Gattungskanon der Literaturwissenschaft korrespondiert es nur schwerlich. Es enthält zwar Reiseanleitungen zu fremden Kulturen, doch ein Ethnologe wird vergeblich nach brauchbaren Kulturdarstellungen suchen. Es verfügt zwar über umfassende soziale Bestandsaufnahmen, doch einen Sozialwissenschaftler kann das kaum zufriedenstellen. Es dient der Geschichtswissenschaft als historische Quelle, doch als solche ist es für sich alleinstehend kaum aussagekräftig. Alltagsgegenstände und Gebrauchsliteratur erfordern eine andere, eine interdisziplinäre Herangehensweise. Nur so können Schwierigkeiten, die einzelnen Disziplinen immer schon immanent sind, umschifft werden. Daher habe ich mich für eine medienkulturgeschichtliche Herangehensweise entschieden, die weit mehr ist, als die Summe ihrer drei Teile: Medien, Kultur und Geschichte.

Eine Medienkulturgeschichte berichtet, kurz gesagt, über Zusammenhänge zwischen medialen Innovationen und der sie umgebenden Kultur, wobei ein ausgesprochen weiter Kulturbegriff zugrunde liegt. Marshall McLuhan hat die Inhalte eines jeden Mediums mit einem „saftigen Stück Fleisch" verglichen, „das der Einbrecher mit sich führt, um die Aufmerksamkeit des Wachhundes abzulenken".[9] Er schlägt vor, die Botschaft eines Mediums, d.h. die

[7] *Nikolaus Wegmann: Bücherlabyrinthe. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter. Köln u.a.: Böhlau (2000), S. 33.*

[8] *Dasselbe Problem stellt sich u.a. bei Kochbüchern oder technischen Bedienungsanleitungen. Da jedoch eine Typologie dem Erkenntnisinteresse meiner Arbeit nicht entgegenkam, wurde der Ansatz nicht weiter verfolgt.*

[9] *Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle, a.a.O. S. 29.*

„Veränderung des Maßstabs, Tempos oder Schemas, die es der Situation des Menschen bringt“[10] zu befragen. Und das kann eben nur gelingen, wenn nicht nur Inhalte oder mediale Oberflächen betrachtet werden, sondern die Kultur als Hervorbringerin medialer Innovationen zur Sprache kommt. Dabei ist Kultur weder Hochkultur noch Leitkultur und sie beschränkt sich auch nicht auf eine anthropologische Perspektive. Stattdessen steht sie für die Lebenswelt der Menschen, die darüber entscheiden, ob ein Medium Erfolg hat oder nicht.

Es sind die medialen Verwerfungen und kulturellen Dynamiken, die technische Fortschritte bedingen und prägen. Was jedem neuartigen Reisehandbuch vorausgeht, ist eine Flut von Veränderungen, die ein anderes Reisen, ein anderes Sehen und andere Darstellungsmodi bereits implizieren. Da das Wesen eines jeden Mediums von Natur aus schwer zu ergründen ist, scheint ein dialogisches Vorgehen, das eine indirekte Annäherung an den Forschungsgegenstand mit sich bringt, am besten geeignet zu sein. Das kann durchaus als eine Suchbewegung, als transdisziplinäre Passage, bezeichnet werden – vielleicht als das, was der Dichter und Filmtheoretiker Béla Balázs „Kolumbusfahrt“ genannt hat. Der vermeintlich kürzeste Weg muss, so Balázs, nicht immer der beste sein. Schließlich sei Kolumbus auch nicht bis nach Indien gelangt, sondern ist in Amerika steckengeblieben.[11] „Aber die Erde ist trotzdem rund! ... Neue Theorie öffnet neue Perspektiven für neue Kolumbusfahrten.“[12]

Konkret bedeutete das für mich, dass ich mir während meiner „Kolumbusfahrt“ mehr als einmal die Frage gefallen lassen musste, nach welcher „Methode“ ich denn nun arbeiten würde. Eine Dissertation brauche schließlich eine *Methode*. Und selbstverständlich hatte meine Vorgehensweise Methode. Zwar ist die Medienkulturgeschichte keine „klassische“ Vorgehensweise – doch gerade dieser Umstand macht sie flexibel und geeignet für einen interdisziplinären Ansatz. Den einen grundlegenden theoretischen Text, auf den praktischerweise verwiesen werden könnte, gibt es bei der Medienkulturgeschichtsschreibung zwar nicht,[13] doch ist es auch fraglich, ob so ein Text überhaupt existieren kann. Die Medienkulturgeschichte ist ein narratives Verfahren, eine Geschichte, die sich am praktischen

[11] *Vgl. Béla Balázs: Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films (1924). Frankfurt/M.: Suhrkamp (2001), S. 9f.*

[12] *Ders.: Der Geist des Films (1930). Frankfurt/M.: Suhrkamp (2001), S. 9.*

[13] *Vgl. die wenigen Erwähnungen des Begriffs bei Lorenz Engell; Joseph Vogl; Bernhard Siegert (Hg.), Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?). Archiv für Mediengeschichte Bd. 6 (2006) u. Wolfgang Raible, Medien-Kulturgeschichte (2006).*

Beispiel erst konturiert. Sie ist nicht die Illustration einer These mittels ausgewählter Beispiele, sondern wird aus Materialbeständen und anekdotischen Funden entwickelt.[14]

Auch und gerade deshalb war es mir wichtig, ins Gespräch mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen zu kommen, die das Reisehandbuch mit anderen Augen sehen als ich. Dazu zählen z.B. die europäische Ethnologie, die klassische Archäologie, die Geschichtswissenschaft und die Literaturwissenschaft, aber auch technische Fächer, wie die Geografie, die Landschaftsplanung und Disziplinen, die technikgeschichtliche Studien vorantreiben. Im Rahmen des Graduiertenkollegs *Kulturkontakt und Wissenschaftsdiskurs* (Rostock) fand ich schließlich die idealen Forschungsbedingungen vor. Natürlich wurde auch hier immer wieder mit Argwohn nach meiner „Methode" gefahndet, doch alles in allem haben die Jahre im Rostocker Kolleg mein Forschungsvorhaben entscheidend und positiv geprägt. Hier fand ich Wissenschaftler der Disziplinen, mit denen ein Austausch unabdingbar war. Zahlreiche Tagungen und Kolloquium boten die Möglichkeit, weitere Gastwissenschaftler zu konsultieren und so einen wirklich breiten und disziplinübergreifenden Zugang zu meinem Forschungsgegenstand zu finden. Erleichternd kam hinzu, dass es nie schwer war, mit anderen über Reiseführer ins Gespräch zu kommen. Immerhin kann so gut wie niemand von sich behaupten, noch nie ein Reisehandbuch benutzt zu haben. Wenngleich daraus oftmals nur private Erfahrungen (oder Enttäuschungen) resultieren, so waren es die kleinen Episoden, die mir – durch die „Brille" einer anderen Disziplin betrachtet – entscheidend auf die Sprünge geholfen haben.

Vom Mehrwert der Multiperspektive

Reiseführer, das ist die vielleicht wichtigste Erkenntnis dieser Studie, sind *Sehhilfen*; als solche bilden sie Wahrnehmungsdispositive und werden zur Grundlage für eine die Realität überlagernde Seh- und Raumordnung. Dabei befinden sie sich im ständigen Wechselspiel mit anderen visuellen Medien. Aus formaler Sicht hat sich das Reisehandbuch im Laufe des betrachteten Zeitraums kaum verändert; hingegen wurden die als richtig und wichtig betrachteten Sehenswürdigkeiten und die Art und Weise ihrer Repräsentation fortwährend aktualisiert. Nicht zuletzt in dieser Anpassungsfähigkeit liegt die Ursache für den ungebrochenen Erfolg des Mediums.

[14] *Vgl. Heiko Christians; Susanne Müller: Was ist und zu welchem Ende betreibt man Medienkulturgeschichte? Potsdam (2011), auf: http://www.uni-potsdam.de/medienkulturgeschichte – letzter Zugriff: April 2012.*

Reiseführer bilden *mediale Ensemble*. Jeder Blick auf eine Landschaft, eine Region, eine Stadt oder auf einen kulturellen Raum ist untrennbar mit dem Medium verbunden, *durch* das er erfolgt. Somit steht das Reisehandbuch nie allein, sondern ist fest verbunden mit den lesenden und sehenden Reisenden und ihren Vorstellungen, mit den empfohlenen Verkehrsmitteln, mit den bereits bekannten Bildern der besuchten Orte und Sehenswürdigkeiten sowie mit vorherrschenden Abbildungs- und Wahrnehmungsparadigmen. Mit dem Reisehandbuch erwirbt der Reisende immer auch eine bestimmte Sicht auf die Welt, die ohne die Benutzung des Buches eine andere bliebe. Daraus folgt, dass sich nur innerhalb der medienkulturgeschichtlichen Wechselspiele die dem Reisehandbuch wesentlichen Merkmale zeigen. Mediale Umbrüche erfolgen so wenig aus sich selbst heraus wie kulturelle Veränderungen. Eine Mediengeschichte, die nur aus Daten und Fakten besteht, oder eine Kulturgeschichte, die sich nur auf sich selbst bezieht, kann informieren, jedoch blickt sie nicht über den „Rand" ihres Forschungsgegenstandes hinaus und konstatiert daher nur Symptome, aber keine Ursachen.

Somit kann aus formaler Sicht auch das Vorhandensein „richtiger" oder „falscher" Reiseführer ausgeschlossen werden. Rein theoretisch lässt jedes mediale Format Verwendungen zu, die „falsch" genannt werden können. Jedoch verfehlt man das Ziel, wenn man Medien auf ihre vermeintlich bösen Inhalte reduziert.[15] Das Wesen eines Mediums lässt sich nicht erhellen, indem nach der richtigen oder falschen Verwendung gefragt wird. Vielmehr sind Janusköpfigkeit und Zwiespältigkeit jedem medialen Format immanent.

Hatte ich es Anfangs mit einer Forschungslücke zu tun, so zeigte sich am Ende, dass sich das Reisehandbuch durchaus in einen wissenschaftlichen Kontext stellen lässt. Und das nicht, *obwohl*, sondern weil es sich um einen Gebrauchsgegenstand handelt, der der Populärkultur entstammt. Aufgrund ihres scheinbar profanen Ursprungs lassen sich Gebrauchsmedien aufs Beste mit der Lebenswelt der Menschen, die sie benutzen, in Beziehung setzen. Die so gewonnene transdisziplinäre Perspektive ermöglicht es, über die Grenzen des zu erforschenden Gegenstands hinauszuschauen.

Vom Reiseführer zum Buch über Reiseführer

Aus meiner Anfangsverwirrung über einen Reiseführer aus den siebziger Jahren ist ein Buch geworden. Im Jahr 2006 erhielt ich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Stipendium, mit dem ich im Rahmen des Graduiertenkollegs *Kulturkontakt und Wissenschafts-*

[15] *Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle, a.a.O., S. 19.*

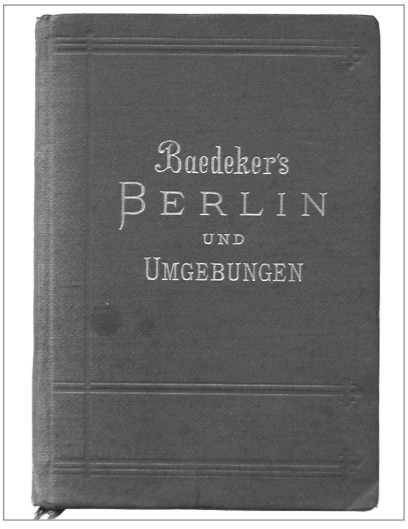


Karl Baedeker. Zeitgenössische Abbildung. In: Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt, Nr. 4/1861, S. 53.

diskurs (Rostock) eine Dissertationsschrift verfassen konnte, die ich im Mai 2010 (unterbrochen durch ca. neun Monate Elternzeit) eingereicht habe. Die erfolgreiche Disputation fand im November 2010 statt. Im Mai 2012 ist der Text dann im Campus-Verlag erschienen.

Mein Vorhaben konnte nur gelingen, da es sich von vornherein eingeschränkt hat. So spielte das anfangs erwähnte Reisehandbuch aus der DDR am Ende gar keine Rolle mehr. Vielmehr endet meine Reiseführergeschichte mit dem Zweiten Weltkrieg. Sie beginnt um 1830 und bezieht sich vornehmlich auf die Reisehandbücher aus dem *Baedeker-Verlag*. Der Grund für die Wahl liegt nicht nur im unbestreitbaren bibliophilen Wert der roten Bücher und der Tatsache, dass es sich wohl um die berühmtesten Reisehandbücher überhaupt handelt, sondern vor allem in der bis heute andauernden lückenlosen Erscheinungsweise.

Ein weiterer Grund für den erfolgreichen Projektabschluss liegt in den dargestellten methodischen Besonderheiten der Arbeit. Dass bisher so viel Textarbeit geleistet wurde, dass es Gattungstypologien, kritische Quellenanalysen und qualitative Inhaltsstudien gibt, ist insofern nachvollziehbar, als dass gerade die frühen Reiseführer reine Textbücher waren. Doch tatsächlich leisten Bücher wie der *Baedeker*, auch wenn sie keine Abbildungen enthalten, Augenarbeit.



Um herauszufinden, warum Reiseführer auf bestimmte Sehenswürdigkeiten hinweisen, während sie andere weglassen; um zu ergründen, wie sie funktionieren, was sie mit den Reisenden, aber auch mit den Städten, Ländern und

Baedeker, Karl (Hg.): Berlin und Umgebungen. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 3 Karten, 11 Plänen und 17 Grundrissen. 20. Auflage. Leipzig: Karl Baedeker (1927).

Kulturen „machen", müssen unterschiedliche Perspektiven eingenommen werden. Eine solche lässt sich mit einem einzigen, streng in einer Disziplin verhafteten Ansatz nicht finden.

„Wir werden berührt und merken es nicht", schreibt Filmtheoretiker und Dichter Béla Balázs in einem seiner Feuilletons. Diese unsichtbaren Dinge liegen „wie die Nase zwischen unseren Augen, die wir darum auch nicht sehen".[16] Was macht man mit solchen „Dingen", die einen berühren und die man dennoch so schlecht zu greifen bekommt – mithin ein Phänomen, das auf jedes Medium zutrifft? Balázs' Idee liest sich pragmatisch: „Gibt es nicht ein Schielen der Sinne, mit dem man das Dazwischenliegende doch irgendwie wahrnehmen kann?"[17]

Falls es das gibt, dann hat sich meine Studie am Schielen versucht. Ich habe mich bemüht, aus möglichst zahlreichen, interdisziplinären Perspektiven das Wesen des Reisehandbuchs über seine eigenen Grenzen hinaus zu ergründen. Dass es auch andere Wege gibt, liegt auf der Hand, denn auch wissenschaftliche Perspektiven stehen bisweilen unsichtbar zwischen den Dingen. Sie sind Sehhilfen – so wie auch das Reisehandbuch.

[16] *Béla Balázs: Wozu brauchen Engel Flügel? (1925). In: ders.: Ein Baedeker der Seele. Und andere Feuilletons aus den Jahren 1920–1926. Hrsg. v. Hanno Loewy, Berlin: Arsenal (2002), S. 15–18, S. 17.*

[17] *Ebd., S. 17.*

Curriculum Vitae

10/1994– 09/1997	Studium der Germanistik, Soziologie und Bibliothekswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin
10/2000- 09/2003	Bachelorstudium Europäische Medienwissenschaft an der Universität Potsdam, der Fachhochschule Potsdam und der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Babelsberg; Abschluss: Bachelor of Arts. Prädikat: gut
10/2001– 02/2006	Studentische Hilfskraft am Institut für Künste und Medien an der Universität Potsdam
10/2003– 06/2006	Masterstudium Europäische Medienwissenschaft an der Universität Potsdam und der Fachhochschule Potsdam; Abschluss: Master of Arts. Prädikat: mit Auszeichnung. Abschlussarbeit ausgezeichnet mit dem Hans-Jürgen-Bachorski-Preis der Universität Potsdam für die beste Abschlussarbeit der Philosophischen Fakultät (Juli 2007), mit dem FHP-Preis der Fachhochschule Potsdam für hervorragende Abschlussarbeiten (September 2006) und als beste Abschlussarbeit des Jahres der Europäischen Medienwissenschaft (Oktober 2006)
04/2006– 03/2008	Lehrbeauftrage am Institut für Künste und Medien der Universität Potsdam (Studiengang Europäische Medienwissenschaft)
10/2006– 03/2010	Stipendiatin am Graduiertenkolleg Kulturkontakt und Wissenschaftsdiskurs an der Universität Rostock und der Hochschule für Musik und Theater Rostock
04/2010– 05/2011	Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Universität Potsdam, Institut für Künste und Medien
05/2010	Einreichung der Dissertationsschrift Baedeker: Eine Medienkulturgeschichte des Reisehandbuchs bei der Universität Rostock



Dr. Susanne Müller

Erfolgreiche Verteidigung der Dissertation, Prädikat: Summa cum laude	11/2010
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Künste und Medien der Universität Potsdam (Professur Medienkulturgeschichte)	seit 06/2011
Verleihung des akademischen Grades Doctor philosophiae (Dr. phil.) und Übergabe der Promotionsurkunde durch den Rektor der Universität Rostock Prof. Dr. med. habil. Wolfgang D. Schareck.	07/2011

Angesichts der erklärt interdisziplinären Leitlinien der Andrea von Braun Stiftung war eine bewußt reflektierende Einstellung zur eigenen Arbeit möglich und sinnvoll. Das gab auch Anlaß, im „Lernbrief" nicht von Einzelheiten des Projekts, sondern über die dramatischen Umbrüche im virtuellen Arbeitsumfeld des *World Wide Web* und vom geradezu futuristischen Zuwachs an Freiheitsgraden für akademische Handwerker zu reden. Ich glaube, dass die rasanten Veränderungen – so, wie sie von einem Veteranen wie mir erlebt wurden – von besonderem Interesse sind, weil sie nur allzu leicht für selbstverständlich gehalten werden.

Schreiben im Umbruch

Akademisches Handwerk und digitale Resourcen

Autor: *Prof. Dr. Karl Clausberg /* Projekt: *Badereisen & Himmelfahrten – Die neue Chemie der Gase und Gefühle /* Art des Projektes: *Forschungs- und Buchprojekt*

Zugegeben, ich gehöre zu einer Generation, die in ihrer Kindheit gerade mal das elektrische Licht als schon immer vorhandene, gleichsam natürliche Tageslichtverlängerung erlebte (wenn nicht „verdunkelt" werden mußte); gelegentlich kam das Radio mit krächzend-undeutlichen Stimmen hinzu, Telefone gab's auch; eine elektrische Nähmaschine war der Stolz des ländlichen Haushalts in unsicheren Zeiten des 2. Weltkriegs. Die Turing-Revolution der Informationsmedien lag buchstäblich noch hinterm Horizont der bedrohlich heranrückenden Kriegsereignisse mit ihren Vorboten und Überresten, die als gefährliches Spielzeug dienten. Bunte Kabel, Geruch von Bakelit und elektrischen Bauteilen aus irgendwelchen Geräten: überwältigende Erinnerungen stellen sich mit synästhetischer Direktheit ein, wenn ich jetzt an Computern herumschraube, um etwa Steckkarten und Speichererweiterungen zu installieren. Die Söhne, die mit Game-Boys, iPods, Laptops & Co. aufgewachsen sind, belächeln mich, scheinen meine merkwürdig aufgeregte Beziehung zur Hard- & Software kaum zu verstehen. – Was hat sich im langgestreckten Generationswechsel verändert? Computer gehörten in den 1950er Jahren zur Science Fiction: dort zeigten häuserfüllende Großrechner ihre fiktive Allmacht. An kleine, „persönliche" Computer war noch nicht zu denken. Im Mathematikunterricht war gerade das Arbeiten mit Rechenschiebern als große Neuerung eingeführt worden. In der schier endlosen Ära der mechanischen Schreibmaschinen lernte man mit Tipp-ex und Alleskleber mehr schlecht als recht akademische Aufsätze und Abhandlungen zu collagieren. Immerhin kamen am Ende des Jahrzehnts die Trockenkopierer und begannen den Schreibbüros Konkurrenz zu machen. Auch die Vorarbeiten gestalteten sich dadurch einfacher. Handschriftliche Exzerpte aus Druckwerken ließen sich durch Kopien entsprechender Seiten ersetzen, aber oft waren unschöne Schwärzungen in Kauf zu nehmen, weil Bücher sich aufgeschlagen nicht beliebig flachdrücken lassen. Millionen billig verklebter Papierstapel und auch ältere, wertvollere Bucheinbände sind wohl auf diese Weise ruiniert worden. Hat man je alle Kopien auch gelesen? Akademische Lesekultur und Lesestoffproduktion gingen ästhetisch bergab, Hand in Hand. Deshalb konnte die alte Bleisatz-Romantik (bei Franz Greno) wieder von sich reden machen, für eine Weile.

Die Zukunft begann für mich mit den 1980er Jahren. Zunächst schienen sogenannte Textautomaten den notdürftig mit Zeilenspeichern aufgerüsteten Schreibmaschinen das Wasser abzugraben. Die technische Entwicklung sei mit solchen Maschinen abgeschlossen, konnte man damals von Verkäufern hören. Aber sie waren teuer und taugten zu nichts außer gerätespezifischer Texterfassung. Dann kam der massenhafte Durchbruch der Mikrocomputer und PCs, die alle möglichen programmierbaren Aufgaben übernehmen konnten. Ich war, so viel ich weiß, einer der ersten Kunsthistoriker im deutschsprachigen Bereich, der sich intensiv auf die neuen Universalinstrumente einließ. Den Literaten aller Couleur boten sich damals, Sternen der Verheißung gleich, computerbasierte Schreibprogramme aus der neuen Welt der schier unbegrenzten Möglichkeiten: allen voran Wordstar, dann Word-Perfect, XyWrite und MS Word. Man mußte kritisch vergleichen und konnte seine Argumente in den aufblühenden Computerzeitschriften darlegen, weil der Orientierungsbedarf groß war. Die Art der Fußnotenverwaltung und die Überführung von kompliziertem Steuerzeichengestrüpp

in ansehnliche Endresultate gaben den Ausschlag; wysiwyg lautete der mutabor-Zauberwunsch dieser Zeit: „What you see is what you get ." Dahinter standen nun die zuvor ungeahnten Möglichkeiten indirekter Formatierung und der Makro-Befehle, die heute zur Alltagsroutine der computergestützten Schriftstellerei gehören.

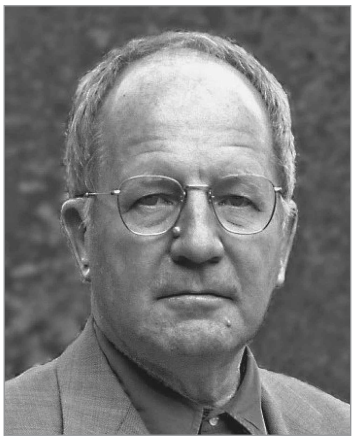
Die 1990er Jahre brachten dann den Siegeszug der graphischen Benutzungsoberflächen. Text- & Bildverarbeitung verschmolzen – im Prinzip. Für bildorientierte Zulieferanten des DTP=Desk Top Publishing bestand nun die Möglichkeit, schon auf dem Vorwege Qualität und/oder Layout ihrer Bildbeigaben zu beeinflussen. Einschlägige Graphik-Editoren schossen wie Pilze aus dem Boden. Nach der rasanten Ausbreitung der weltweiten Internet-Gemeinschaft in der Jahrtausendwende öffneten auch die elektronischen Bibliotheks-Portale. Von nun an lebte ich – sehr bewußt – im schnell expandierenden EDV-Paradies. War die graphische Qualität der online-verfügbaren Bücher zunächst noch häufig auf schlechte Schwarz/weiß-Erscheinung beschränkt (Google Books), so bleiben bei der gegenwärtig schon üblichen Farbwiedergabe in hoher Auflösung kaum noch Wünsche offen. In Sekundenschnelle lassen sich zudem ganze Bücher aus der Vor-Copyright-Zeit herunterladen und im eigenen Arbeitsapparat einreihen und anderes mehr; gerade für historisch Interessierte eine immense Erleichterung. Recherchen, die früher Wochen und oft Monate erforderten, kann man jetzt in Minuten erledigen. Um so ärgerlicher, wenn dann viele Sekundärliteratur – Zeitschriften & Co. – nur zu unverschämten Download-Tarifen bei kommerziellen Daten-Bankiers zu beziehen ist. Man entwickelt schnell Verständnis für prinzipielle Forderungen, freien Zugang zu allen Forschungsquellen sicherzustellen. Computer und Internet führen jedenfalls nicht zu fauler Verblödung, wenn man sie richtig zu nutzen weiß; im Gegenteil: sie lassen sich als enorme Beschleuniger & Verstärker eigener Anliegen einsetzen. Angesichts mancher digitaler Müllhalden, die unbedachte Suchläufe produzieren, heben sich zudem die besonderen Leistungen der menschlichen Intelligenz heraus: Die sogenannten „mind-pops", die gerade im Scientific American (August 2012) der Kommentierung für wert befunden wurden, also jene scheinbar zusammenhanglosen Eingebungen aus der Erinnerung, sind hochgradig effiziente Mechanismen der Heuristik, das heißt eigentlich: Findekunst. Früher machte man das assoziative Denken, das im Fallen & Steigen der Bewußtseinsinhalte vor sich geht, für solche Vorkommnisse & Fundsachen verantwortlich. – Künstliche Intelligenz ist noch weit entfernt von diesen menschlichen Fähigkeiten, die offenbar mit Lebenserfahrungen & Alter zu tun haben. Welche Zurichtungen aber erfahren wir zeitlebens auch noch im höheren Alter – durch den Gebrauch der neuen EDV-Universalwerkzeuge? Wie werden sich diese Anpassungsleistungen im Wechsel der Generationen verändern? 1998 veröffentlichten die Philosophen Andy Clark und David Chalmers einen kurzen Essay mit dem Titel *The Extended Mind*. Sie begannen ihre Skizze mit der lapidaren Frage: Wo hört der Geist auf und fängt der Rest der Welt an? Manche Fachleute würden Haut oder Schädelknochen als Grenze annehmen, andere seien zumindest der Meinung, dass zum Beispiel die Bedeutung von Worten „nicht einfach im Kopf steckenbleibe". Clark & Chalmers hatten eine andere Art von Externalismus im Sinn: Bestehe überhaupt ein Unterschied zwischen einem Alzheimer-

Patienten, der einen Notizblock benutze, und einem normalen Menschen, der über sein Kurzzeitgedächtnis verfüge? Kein grundsätzlicher, so die beiden Autoren; der Notizblock habe lediglich die Funktion des Kurzzeitgedächtnisses übernommen – als äußeres Teilelement eines gekoppelten Systems, das aus einem Organismus und seinen Gebrauchsgegenständen in der Umwelt bestehe. Mit anderen Worten, Clark & Chalmers sahen einen aktiven Externalismus am Werk, der die tätige Mitwirkung der Umwelt in kognitiven Prozessen in Rechnung stellt.

Das denkbar naheliegende Konzept von „EDV-verstärkter Mentalität" läßt sich nicht nur punktuell auf Kulturtechniken zum Ausgleich kognitiver Defizite beziehen, sondern betrifft generell die Handhabung der neuen immateriellen Werkzeuge und Arbeitsumgebungen. So kann schließlich auch ein individueller „Lernbrief" aus dem Zusammenhang eines kleinen geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekts zum Indizienprotokoll drastischer Veränderungen werden: Rückblickend kann ich sagen, daß ich in keiner Phase meiner akademischen Aktivitäten einen so grundlegenden Umbruch von Arbeitsbedingungen und Arbeitstechniken erlebt habe wie in den letzten zehn Jahren. Das freie Verfügbarwerden von Quellenwerken im Internet hat nicht nur das Arbeitstempo, sondern auch die Breite der spontanen Zugänge um Größenordnungen gesteigert. Gerade ältere Buchbestände sind mittlerweile in erstaunlichem Umfang übers *World Wide Web* erreichbar. Assoziationsketten, die früher wegen stockender oder unmöglicher Buchfernleihen zu wochenlangem Stillstand wenn nicht Gedankenabriß führten, lassen sich nun blitzschnell durchspielen. Gleichwohl ist meine Vorliebe für physisch vorhandene Bücher womöglich noch weiter gewachsen. Eine langgeübte Passion der Buchbinderei hat mit den neuen Zugriffsmöglichkeiten auf seltene Schlüsselwerke zu frischem Herstellungseifer geführt: Buchseiten wie kostbare Graphiken Stück für Stück doppelseitig auszudrucken und nach altbewährten Regeln und eigener Rezeptur (in Packpapier oder lackierter Seide, je nachdem) zu wohlgerundeten, leicht zu öffnenden Lese-Exemplaren zu binden, ist sicher ein abseitiger Überschuß und Luxus des akademischen Handwerks; aber er läßt tiefsitzende Bedürfnisse durchblicken: nämlich Gelesenes/Gewußtes auch tatsächlich dauerhaft in Händen halten zu können. Die andere Seite dieser Affektion ist der Sinn für den inneren Aufbau von Büchern, denn man lernt immer mehr, auf die Balance zwischen Inhalt und Erscheinung, zwischen Plausiblem und Überflüssigem, zwischen Wünschenswertem und Möglichem zu achten. Gemeint ist vor allem das Zusammenspiel von Bildern und Texten, nicht nur in Druckwerken von Kunst- & Bildwissenschaftlern. Damit ist ein allgemeineres Ziel anvisiert, denn in Büchern wird – einstweilen noch – Sinn für Geschichte weitergegeben. So hat sich für mich schließlich der zusammenfassende Eindruck ergeben, daß eingedenk der erklärt interdisziplinären Leitlinien der Andrea von Braun Stiftung eine bewußt reflektierende Einstellung zur eigenen Arbeit möglich war. Das veranlaßte mich hier, nicht von Einzelheiten meines Projekts, sondern von den dramatischen Umbrüchen im virtuellen Arbeitsumfeld und vom futuristischen Zuwachs an Freiheitsgraden zu reden. Ich glaube, daß gerade diese Veränderungen – so, wie sie von einem Veteranen erlebt wurden – von besonderem Interesse sind, weil sie nur allzu leicht für selbstverständlich gehalten werden.

Curriculum Vitae

1938	Geboren
1957	Abitur am Johanneum in Hamburg; Ingenieurstudium in Berlin und Hannover, dann Kunstgeschichte in Hamburg; Aby Warburg Stipendiat in London
1974	Promotion in Wien
Ab 1977	Lehrtätigkeit an den Universitäten Harnburg, Kassel, Osnabrück, Regensburg, Trier, Tübingen und an der Northwestern University Evanston/USA
Bis 2003	Professor für Kunst- und Bildwissenschaften an der Universität Lüneburg
2004/05	Fellow des Wissenschaftskollegs Berlin
2011	Fellow im Forscherkolleg „Bildakt & Verkörperung“ der Humboldt-Univ. Berlin
	Forschungsschwerpunkte: Bilderzählformen und -theorien, kognitiv/neuronale Bildwissenschaften. Technik- und Wissenschaftsgeschichte, Theorien der Kunstgeschichte



Prof. Dr. Karl Clausberg

Ein Eichenholzgefäß zu finden, das eine Schriftprobe und gut erhaltene DNS etwa in Form von einem menschlichen Zahn enthält, wäre der Wunschtraum aller Geschichtsforscher. Mit einem Schlag hätte man eine sichere Datierung über die Dendrochronologie, eine Aussage zur gesprochene Sprache der Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt dort aufgehalten hatten und die genetische Abstammungslinie des Erdenbürgers, der den Zahn hinterlassen hatte. Da solch ein Fund noch nicht gemacht worden ist, ist die Vernetzung der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen notwendig, um sich den Menschen der Vorgeschichte in ihrer Lebensweise, Sprache und genetischen Abstammung zu nähern. Zwischen den Wissenschaftlern der verschiedenen Fachdisziplinen herrscht große Skepsis. Diese ist begründet in der Gewissheit, nicht genug vom fremden Fach zu verstehen. Meist reicht ein Menschenleben nur für den Erwerb von tiefem Wissen in einem Fach aus. In dem forscht und lebt der Wissenschaftler. Einen Blick über den Zaun wagt er nur zögernd. Als Wissenschaftsjournalistin war es mir gegeben, mich ohne Berührungsängste in die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen einzuarbeiten. Und jeder Wissenschaftler zeigte sich sehr motiviert, mir sein Fach näher zu bringen. Das war die Voraussetzung für das interdisziplinäre Herangehen an die Frage vorgeschichtlicher Völkerwanderungen. Die Suche nach unseren vorgeschichtlichen Vorfahren wird noch lange Zeit spannend und kontrovers bleiben, da die Informationen, die wir heute haben, sehr bruchstückhaft sind. Welche Sprache hatten die Eiszeitmenschen bzw. die ersten Ackerbauern? Welche genetischen Linien können wir Ihnen zuordnen? An welchem Ort entstand eine bestimmte genetische Linie, welchen Wanderweg ging sie und wann kam sie an ihrem Ziel an? All diese Fragen sind heute noch nicht abschließend zu beantworten. Sie werden fürs erste durch vermutete Besiedelungsszenarien, die wir im interdsiziplinären Ansatz gewinnen, plausibel gemacht. Erst wenn sämtliche archäologische Knochenfunde genetisch ausgewertet sind, können wir die vorgeschichtlichen Wanderungen unserer Vorfahren genauer rekonstruieren.

Interdisziplinäre Forschung zum Thema vorgeschichtlicher Völkerwanderungen

Autorin: *Elisabeth Hamel, freiberufliche Wissenschaftsjournalistin, Historikerin* /
Projekt: *Im Anfang war das Baskenland, Besiedelung Europas – Forschungen der Archäologie, Linguistik und Genetik – Interdisziplinäre Forschung zum Thema vorgeschichtlicher Völkerwanderungen* / Art des Projektes: *Publikation*

Als ich mit der Recherche für mein Buch begann, wollte ich in allen Fachgebieten Antworten auf meine Fragen zum Thema vorgeschichtlicher Völkerwanderungen finden. Der interdisziplinäre Weg war bereits vorbildhaft in Luca Luigi Cavalli-Sforzas Buch „Verschieden und doch gleich" eingeschlagen, das eines der ersten Werke war, die ich mir ansah. Der Genetiker Cavalli-Sforza betrachtet die Linguistik, Paläontologie, Archäologie und Genetik zur Erforschung der Herkunft des modernen Menschen. Später wurde mir klar, dass er über Sprachen nicht genügend Hintergrundwissen besaß und allzu leichtfertig Sprachen und Blutmerkmale einander gegenüberstellte. Auch befriedigten mich die damals erzielten Ergebnisse nicht.

Um mehr darüber zu erfahren, musste ich mich in jedes der Fächer vertiefen und begann, mich als Gasthörerin für Linguistik, Genetik, Gletscherkunde und später auch Archäologie einzuschreiben. Nur auf diesem Weg konnte ich an Literatur herankommen, die mich weiter brachte. Viele wichtige Aufsätze sind in Fachzeitschriften verborgen, die eine geringe Auflage haben und nur in den Institutsbibliotheken aufliegen. Sie lassen sich nur finden, wenn man die genaue Literaturangabe hat. Diese erhält man wohl nur auf dem Wege, dass man Seminare und Vorlesungen besucht, in deren Rahmen die Literaturlisten verteilt werden.

Ich wäre sicherlich in einer Sackgasse gelandet, wäre ich nicht auf Professor Theo Vennemann aufmerksam geworden, der eine Hypothese zur Besiedelung Europas nach der Eiszeit aufgrund linguistischer Forschung zur Herkunft der europäischen Ortsnamen erarbeitet hatte. In einer Fernsehsendung war u.a. er zu Wort gekommen, und ich war wie elektrisiert. Man hatte die Verbreitung der Megalithe mit der Verteilung der Blutgruppe 0 und den Basken in Verbindung gebracht – im nachhinein völliger Nonsens, aber für mich eine Arbeitshypothese und der Beginn meiner Recherche.

Vennemann hatte, wie er mir später erzählte, auf einer Klimakarte Europas das eiszeitliche Rückzugsgebiet der Europäer ausgemacht und dort die Sprecher der Ursprache Europas, des Vaskonischen, vermutet. Im Vaskonischen sieht er die Vorform des heutigen Baskisch und ordnet ihm die „alteuropäische Hydronymie" zu, die man bis dato als indoeuropäisch ansah. Hier waren nun die Klimaforschung und die Linguistik miteinander in Beziehung getreten. Die Genetik sollte hinzukommen. Professor Vennemann erzählte mir, dass seine Frau einmal am Flughafen ein Spektrum der Wissenschaft gekauft hatte und darin die Karte der Verbreitung des Rhesus Faktors negativ gefunden hatte.

Diese Karte schien das Rückzugsgebiet und die Wiederausbreitung der Ureuropäer von diesem Ort aus widerzuspiegeln. Das ließ Vennemann nicht mehr zur Ruhe kommen und nährte die Hoffnung, dass seine Hypothese doch gar nicht so falsch sein müsse. So beschloss er, weiter zu forschen – ein Glück für die Wissenschaft.

Wie ich in meinem Buch erläutere, sind die Blutmerkmale für sich alleine wenig aussagekräftig, wenn es darum geht, Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Völkern zu ergründen. Was wirklich eine wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit Vennemanns Hypothese vonseiten der Genetik brachte, war eine Begegnung mit Dr. Peter Forster. Forster untersuchte die DNS der Mitochondrien und hatte dafür eine neue Stammbaummethode entwickelt. Er wandte sich zur Losung eines statistischen Problems an den Mathematiker Hans-Jürgen Bandelt. Diese Zusammenarbeit zwischen Genetik und Mathematik – hier ohne große Berührungsängste – wurde sehr fruchtbar. Nachdem Forster anlässlich eines Kolloquiums Vennemanns Vortrag zur alteuropäischen Hydronymie gehört hatte, sagte er ihm, dass er ähnliche Ergebnisse in seinen genetischen Studien erhalten hätte, und er solle doch zu seinem Vortrag kommen. Vennemann berichtete mir, von einem Gen-Marker erfahren zu haben, der vom Rückzugsgebiet Südfrankreich bis nach Finnland hoch getragen worden war.

Bandelt beabsichtigte aufgrund dieser Begegnung mit Vennemann ein Buch zu verfassen. Dazu kam es jedoch nie. Es wäre auch sonst nichts in Richtung interdisziplinäre Zusammenarbeit geschehen, wenn nicht Vennemann mich als eifrige und interessierte Gasthörerin erlebt hätte, die nach den Vorlesungen und Übungen noch mit Fragen an ihn herantrat. Er wies mich dann einmal auf die Studien von Forster und Bandelt hin, und ich nahm sofort mit Bandelt Kontakt auf. Dieser übersandte mir die bahnbrechende Veröffentlichung aus dem Jahr 1996. Sie war für Laien sehr schwer verständlich, was erklärt, warum die Presse damals nicht über die sensationellen Ergebnisse berichtet hatte. Kein Wissenschaftsjournalist hatte sich die Mühe gemacht, in die Materie einzusteigen. Es war die Arbeit von hoch abstrakt denkenden Wissenschaftlern und musste so aufbereitet werden, dass die Ergebnisse für Laien transparent werden.

Es sollte mir beschieden sein, dies zu leisten. Ich ging mit Farben und graphischen Darstellungen an die Erfassung der Mutationen, die die Individuen verbinden und voneinander trennen. Ich versuchte die Regelhaftigkeit des Vorgehens der Wissenschaftler nachzuvollziehen, wenn sie einen molekularen Stammbaum rekonstruieren, und entwickelte Darstellungsweisen, die dem Laien entgegenkommen. Als ich die Regeln verstanden hatte, führte ich ein Experiment mit Studenten durch und beschrieb das Vorgehen bei der Stammbaumrekonstruktion. Da erkannte Forster, dass ich etwas beigetragen hatte, das noch nicht geleistet war, und wir arbeiteten ab diesem Zeitpunkt eng zusammen. Er prüfte meine Vorschläge und ich berücksichtigte seine Anregungen. Er gab mir auch ab diesem Moment neueste Forschungsergebnisse vor Drucklegung preis, so dass ich mich damit an Zeitschriften und Tageszeitungen wenden konnte.

Nun war bereits eine Verquickung von Genetik, Mathematik und Linguistik zustande gekommen. Sogar die Archäologie hatten die Genetiker in ihrer Veröffentlichung von 1996

berücksichtigt und auf das Magdalénien als Eiszeitkultur im Eiszeitrefugium Südfrankreich hingewiesen. Erst viel später ging ich den Quellennachweisen nach, nahm Kontakt mit den Autoren auf und erhielt die neuesten Ergebnisse. So konnte ich eine Karte der Wiederbesiedelung Europas zeichnen, die die kalibrierten karbondatierten Etappen der dauerhaften Siedelplätze der Träger des Magdalénien nachvollzog. Die Träger des Magdalénien waren die Menschen, die im Eiszeitrefugium Südfrankreich ausharrten und danach Europa wieder besiedelten.

Drei Forschungsrichtungen: Linguistik, Genetik und Archäologie hatten nunmehr dasselbe nacheiszeitliche Besiedelungsszenario in Europa erforscht und waren zu Ergebnissen gekommen, die sich teilweise decken ließen. Wenn auch die Datierung in der Linguistik nicht moglich ist, so konnte die Genetik und noch sicherer die Archäologie zum Zeitpunkt des Rückzugs und der Wiederbesiedelung klare Auskunft geben. Zudem stand die Datierung im Einklang mit den Schichten der Eisbohrkerne – Geologie.

Trotz der Begegnungen und dem Austausch zwischen Forster und Vennemann war keine weiterführende interdisziplinäre Zusammenarbeit entstanden. (Es gab nämlich noch die Frage des semitischen Spracheinflusses im Inselkeltischen, die archäologische und genetische Parallelen zeigte.) Warum das so ist, darüber kann ich nur Vermutungen anstellen. Sicher ist, dass jeder Wissenschaftler als vielbeschäftigter Lehrstuhlinhaber sehr ausgelastet ist. Er hält Vorlesungen, betreut seine Studenten, forscht und veröffentlicht seine neuesten Arbeiten. Wenn auch neue Forschungsthemen aus dem Dialog entstehen mögen, so werden die Forschungsgelder eher für Studien zu fachinternen Fragen freigegeben. Die großangelegten interdisziplinären Forschungsaufträge, wie z.B. im Max-Plank-Institut, Leipzig bilden hier eine Ausnahme.

Ergebnisse aus einer anderen Wissenschaftsdisziplin zu zitieren, ohne wirklich beurteilen zu können, ob diese Arbeiten in der Fachwelt auch anerkannt oder eher spekulativ sind, ist ein großes Risiko für den Forscher. Der Archäologe Volker Bierbrauer bezeichnet solches Vorgehen als „Wildern“, was die allgemeine Einstellung widerspiegeln könnte. So bleiben viele Wissenschaftler lieber bei ihren Leisten und forschen in ihrer Disziplin, die sie ohnehin als die leistungsfähigste einschätzen.

Der nächste Schritt scheint noch schwerer. Eher selten traf ich auf Wissenschaftler, die von Kollegen anderer Fächer über deren Forschung wussten und sie anerkannten. So hörte ich immer wieder in den Vorlesungen der Archäologie, dass die Genetik nichts beweisen könne und die Linguistik sowieso nichts Großes brächte. Die Linguisten wiederum verstehen die Arbeitsweise der Genetik nicht, und wenn sie sie zur Untermauerung ihrer Ergebnisse dennoch heranziehen, dann kann das durchaus daneben gehen. Das ruft dann die Kritiker auf den Plan und verhindert neuerliche Versuche.

Was bei der interdisziplinären Recherche/Forschung zu überwinden war, fiel mir indes viel leichter als jedem Wissenschaftler. Ich hatte keinen Ruf zu verlieren und konnte als Wissenschaftsjournalistin, zu der ich mich entwickelte, in fremden Gewässern fischen. Da ich frei von jeder Fachgebundenheit war, tauschte ich mich unbeschwert mit den Wissenschaftlern der verschiedensten Forschungszweige aus und gab freimütig zu, dass ich nichts davon verstünde und mehr erfahren wolle. Sie waren, was die Vermittlung ihres Faches betrifft, immer sehr entgegenkommend und unterstützten mich auf allen Ebenen. Literaturhinweise, Arbeiten von Fachkollegen, Korrekturen von Manuskripten – das alles konnte ich von ihnen erwarten. Ich öffnete viele Türen und verzettelte mich geradezu. Viele in der ersten Begeisterung kopierte Veröffentlichungen sah ich mir erst nach Jahren genauer an. Bandelt und Vennemann ermahnten mich in dieser Phase, nicht zu ehrgeizig zu sein und mich auf Europa zu beschränken, es wäre sonst eine nimmer endende Enzyklopädie daraus geworden.

Als ich meine ersten Artikel herausbrachte, bemerkte ich sofort die Skepsis der anderen Reihen. Es gab jene, die keine Meinung dazu hatten; so berichtete mir eine Archäologin, dass man sie nach ihrem Urteil gefragt habe und sie nur geantwortet hätte, sie könne dazu nichts sagen. Es gab auch jene, die mir lautstark erklärten, dass sie nichts von der Sache hielten. Vennemanns These sei ein reines Konstrukt.

Was aber noch mehr verwundern musste, war die Tatsache, dass Fachkollegen die Hypothese Vennemanns als unmoglich abstempelten und erstaunlich unsachlich argumentierten. Da lernte ich, dass auch die Wissenschaft ihre Mythen hat und verteidigt und dass nicht allein das Ringen um die Wahrheit zählt. Schwer fällt es einigen Forschern, wenn sie ihr Lebenswerk durch neue Ansätze gefährdet sehen. Dann ist‘s nicht die Vernunft, die siegt, sondern der Wille, an Althergebrachtem festzuhalten.

Kritik sah ich als wichtigen Beitrag zur Diskussion an und wollte gerne die Kontroverse anheizen und gute Gegenargumente zitieren. Daraus wurde nichts. Entweder ist Vennemanns Hypothese so gut oder seine wissenschaftlichen Gegner waren nicht gründlich genug, um sie zu widerlegen. Sie lieferten mir keine Argumente, die eine Kontroverse gelohnt hätten. In Abwesenheit des anderen äußerten sie sich durchaus kritisch. Sie ließen sich auch mit mir in Diskussionen ein – die dann irgendwann versanden mussten, da mir das Hintergrundwissen fehlt. Ich habe aber nie erlebt, dass sich zwei Wissenschaftler im persönlichen Gespräch kritisch auseinandersetzten. Man will sich wohl nicht zu nahe treten. Das einzige, was mir half, waren die Rückfragen bei Vennemanns damaliger Doktorandin, Iva Welscher, die mit Leichtigkeit die Gegenargumente widerlegte. Darauf berichtete ich wieder der anderen Seite, was man mir geantwortet habe und hörte dazu die neuerliche Antwort. So ging es oft hin und her.

Mit großer Verwunderung musste ich erfahren, dass die Linguisten Joseph Greenbergs Vorgehensweise der Einteilung der Indianersprachen nicht akzeptierten, auch als Forster aufgrund der DNS der Mitochondrien (MtDNS) dieselbe regionale Gruppierung nahelegte. Sie wollten gerade noch die Richtigkeit der genetischen Forschung anerkennen, aber diese wäre doch kein Beweis für die Ergebnisse der Sprachforschung, die ihrer Meinung durch eine ungültige Methode gewonnen worden waren. Dabei kann die Linguistik weder im einen noch im anderen Fall etwas beweisen, sondern nur plausible Hypothesen aufstellen. Aber die Hypothesen wollen nur anerkannt sein, wenn sie nach dem anerkannten Verfahren entwickelt wurden. Und das war ja hier nicht der Fall gewesen.

Ich für mich bin überzeugt, dass der Vergleich der verschiedenen Wissenschaften die Wissenschaft insgesamt weiterbringt. Im Fall der Wiederbesiedelung Europas und der alteuropäischen Hydronymie gab es Deckungsgleichheit. So darf man begründet vermuten, dass die Träger des Magdalénien vaskonisch sprachen und die typischen europäischen eiszeitlichen MtDNS-Linien in sich trugen.

Was die Rolle der Indoeuropäer mit der Landwirtschaft betrifft, steht die geäußerte Vermutung auf schlechterem Boden. Dass die Landwirtschaft mit der Verbreitung der Linearkeramik einher ging, ist gesichert. Ob diese Menschen aber gleichzeitig die indoeuropäische Sprache nach Europa brachten, ist nur eine Vermutung. Auch konnten bestimmte genetische Linien nicht zweifelsfrei den Ackerbauern und/oder den Indoeuropäern zugeordnet werden. Allerdings hat man in Gräbern der Linearbandkeramiker einen hohen Anteil der heute inzwischen sehr selten gewordenen genetischen Linie gefunden, was darauf schließen lässt, dass die Nachfahren der damaligen Ackerbauern einen geringen Teil der heutigen Europäer repräsentieren.

Man soll es immer wieder wagen dürfen, Verbindungen zwischen den Disziplinen herzustellen. So wie das Experimentieren die Grundlage jeder Forschung ist. Kritik darf nie persönlich aufgefasst werden und muss der Wahrheitsfindung dienen.

Dem entgegenzutreten erfordert Mut, den man mir vielfach bescheinigt hat. Es war aber eher die Begeisterung für ein Thema, das mich seit meinem einsemestrigen Studium gleich nach dem Abitur an der Universität München nicht mehr losgelassen hatte. Dort hatte ein Professor erklärt, dass die Sprachforschung die Indoeuropäischen Völkerwanderungen beleuchte. Später suchte ich oft in Buchläden nach Literatur zu diesem Thema. Ich wurde nie fündig. Als ich dann von den neuen Forschungsergebnissen erfahren hatte, wurde alle Kraft wie bei einer Explosion frei. Sie hielt mich acht Jahre im Bann, in denen ich mit einer bisher ungekannten Energie recherchierte und forschte. Mir war klar, dass ich auf etwas gestoßen war, das noch nicht bekannt war und in seiner Vernetzung noch nicht entwickelt. Ich wollte die Erste sein, und ich musste mich beeilen. Es ist fast wie eine Fügung, dass ich diejenige sein durfte, die sich dieser Aufgabe stellte.

Einige Leute meinten, ich sollte doch eine Doktorarbeit schreiben. Denen konnte ich nur entgegen, dass es für eine derartige interdisziplinäre Dissertation keinen Studiengang gibt. Allein das Studium in allen Fächern hätte ich zeitlich nicht mehr in meinem Leben geschafft. Aber wie hätte ich die Disziplinen vereinen können? Es bleibt zu hoffen, dass der interdisziplinäre Austausch gefördert wird und das Studium wie auch Dissertationen und Habilitationen interdisziplinär zugelassen werden. Die Bedeutung der interdisziplinären Forschung wird unterschätzt. Wie in meinem Fall ließen sich Lücken schließen und Ergebnisse bestätigen und untermauern.

Abschließend muss ich einräumen, dass ich nur durch die Mithilfe der Wissenschaftler mein Buch herausbringen konnte. Sie hatten peinlichst zu prüfen, ob ich ihre Aussagen richtig wiedergab. Ich war also eher Mittlerin als Autorin. Am schwersten scheint die Linguistik zu sein. Da kommt es auf diesen einen und keinen anderen Ausdruck an. Umformulierungen der stilistischen Schönheit willen können schon zu Fehlern führen. Und gerade die Linguistik ist ein höchst interessantes Fach, das mehr Beachtung und Bereitstellung von Forschungsgeldern verdient. Die Linguistik, so hatte Vennemann einmal gesagt, führt weder Kriege noch baut sie Brücken. Deshalb ist sie keine allgemein anerkannte Wissenschaft. Ich sage, die Linguistik baut Brücken zwischen den Völkern, indem sie die Gemeinsamkeiten ihrer Sprachen erforscht.

Curriculum Vitae

1952	Geboren in Obertraubling
1958–1964	Volksschule Grafing
1964–1971	Gymnasium Grafing
1971–1974	Berufsoberschule (Frauenfachschule) Arme Schulschwestern, München, mit Praktikum
1974–1977	1 Semester Universität München (Französisch und Englisch)
	5 Semester Sprachen- und Dolmetscher-Institut, München mit Diplomabschluß für Französisch
1978–1983	Fremdsprachenkorrespondentin
1989–1990	Buchhaltung Französische Schule
1996	Beginn mit Recherche für Buchprojekt Gasthörerin an der Uni München
2003	Beginn der Ausbildung zum Chorleiter für Laienchöre
2007	Veröffentlichung des Buches „Das Werden der Völker in Europa“ bei Tenea Verlag, Berlin
2008	Abschluss der Ausbildung zum Chorleiter für Laienchöre; seither Leitung von drei Laienchören



Elisabeth Hamel

Impressum
Briefe zur Interdisziplinarität
ISSN 1865–8032

Herausgeber:
Andrea von Braun Stiftung
Mauerkircherstraße 12,
D-81679 München
office@avbstiftung.de

Redaktion (Adresse wie Herausgeber):
Isabella Weinberger, M.A. (verantwortlich)
Dr. Christoph-Friedrich von Braun, M.Sc.

Verlag: oekom verlag, Gesellschaft für Kommunikation mbH
Waltherstraße 29, D-80337 München
Tel. + 49 (0) 89 54 41 84 - 0
Fax + 49 (0) 89 54 41 84 - 49
E-Mail kontakt@oekom.de, www.oekom.de

Gestaltung & Satz:
Grafik·Design Weinberger-May, München
www.weinberger-may.de

Anzeigen:
Stefanie Ott
(verantwortlich, Adresse wie Verlag)
Tel. + 49 (0) 89 54 41 84 - 35
anzeigen@oekom.de

Druck: Kessler Druck + Medien
Michael-Schäffer-Straße 1,
D-86399 Bobingen

Erscheinungsweise: zweimal im Jahr

Bezugsbedingungen:
Jahresabonnement 30 EUR,
Einzelheft 19,80 EUR.
Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Porto- und Versandkosten.

Abbestellungen sechs Wochen vor Ablauf des Abonnementjahres. Zahlungen im Voraus.

Abonnementverwaltung:
InTime Media Services GmbH
Zeitschriften oekom
Postfach 1363
82034 Deisenhofen
Tel.: +49 (0)89 - 85853570
E-Mail: oekom@intime-media-services.de

Die Autoren sind für ihre Beiträge selbst verantwortlich, ihre Meinung entspricht nicht immer der Ansicht des Herausgebers. Nachdruck nur nach Absprache mit dem Herausgeber. Alle Rechte vorbehalten.

ClimatePartner°
klimaneutral

Verlag | ID: 128-50040-1010-1082

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier.

Andrea von Braun Stiftung



voneinander wissen